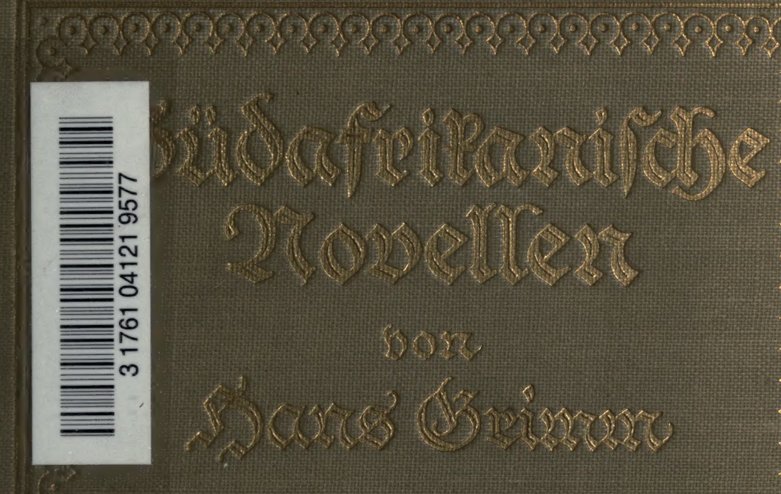


Südafrikanische Novellen

von

Hans Grimm

Hans Grimm

Südafrikanische Novellen



Ein Verzeichnis der Werke

von

Hans Grimm

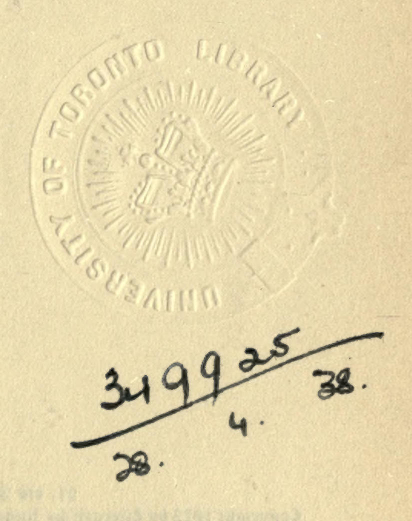
findet sich am Schluß

dieses Bandes

Südafrikanische Novellen

von

Hans Grimm



Albert Langen / Georg Müller / München

21. bis 25. Tausend

Printed in Germany

Marien Grimm

meiner toten Mutter

„Du hast das nächste Freundrecht
dazu ... und Du bist die Nächste.“

Inhalt

Dina

Sie nannte sich gar nicht Dina, aber dem Wachtmeister der Polizeitruppe, der sie fand und fragte, klang es ähnlich aus dem Kauderwelsch heraus, und von seiner Schwägerin daheim in Holstein war er an den Namen gewöhnt. Er sagte also, sie heißt Dina, und schrieb es auch in seinen Rapport, da hieß sie Dina.

Es war in der deutschen Zeit als die Lüderitzbuchter ihre Diamanten fanden. Nicht die bequemen an der Bahnlinie, von denen Dernburg dem Reichstag erzählte, sondern die anderen in der südlichen Namibwüste, wo es um Durstod und Hungertod ging und Verirren und Qualen und übermenschliche Strapazen Selbstverständlichkeiten bildeten. Da die Glücksjäger Norddeutsche waren mit der niedersächsischen Ordentlichkeit im Leibe, schlugen sie sich trotz Geldhunger und Not in dem verschlossenen Wildlande, von dem sogar die Engländer nichts hatten wissen wollen und weggelaufen waren, weder tot noch blutig, sondern machten die seltsamen Funde auf ruhige Weise und vertrauten im Zweifel auf die fernen Gerichte. Wie die Schürfpfähle standen und um die Anteilscheine der Felder gehandelt wurde und kein Zweifel mehr war, daß in den heißen Sand- und Felsenöden unschätzbare Reichtümer an der Oberfläche lagen, sandte der Guvernör sparsame Polizeipatrouillen. Sie sollten die ganze große Namib durchsuchen nach allem, was zu den Schätzen

nicht recht paßte und ihnen und den neuen Eigentümern etwa gefährlich werden könnte. Und die zehn oder zwölf oder fünfzehn Mann mit den gelben Hottentottenpolizeidienern ritten hinein von ihren verschiedenen Ausgangsposten in die Hitze und den mahlenden Wind und den Sand und durchpflügten ihn tagelang und wochenlang in den verschiedensten Richtungen und entdeckten wenig und vor allem nicht die erwarteten Buschmänner. An den seltenen Wasserlöchern, wo sich um ein halb salziges und halb bitteres schwaches Naß Leben und Liebe und Kampf und Sterben von Mensch und Tier in den Wüsten der Welt stets abgespielt hat, fanden sie zwischen Knochenresten und Schakalspuren allerdings festgetretene Menschenpfade, aber die Generationen von Zwergen, deren Füße sie festgelaufen hatten im Driftsand, schienen bis zum letzten Enkel verschwunden. Nur der Wachtmeister, der Holsteiner, der die Wüste von Lüderitzbucht bis Witpütz und von Witpütz bis zum Oranje und von der Furt bis zum Buntveldschuh durchritten hatte und also am längsten draußen war, vielleicht nur, weil der ganz unerklärliche Zauber des toten Landes ihn schon gefangen hielt, meldete einen Menschenfund an.

Er war drei Tage von dem Posten an der Furt unterwegs mit dem Bambusen. Sein Pferd, des Hottentotten Maultier und das etwas schonende Handpferd hatten seit dreißig Stunden kein Wasser gehabt, und ein beißender Nordweststurm stand,

Reiter und Tiere quälend, von Sonnenaufgang an durch den Morgen und den kochenden Mittag der Patrouille entgegen. Der Wachtmeister hielt scharf auf den seit langem sichtbaren Buntveldschuhberg. Dem Hottentotten war in der Kindheit vom Großvater erzählt worden: „Am Buntveldschuhberg mitten im Sande ist Wasser in Menge, wenn einer in Not ist". Der Bambuse, so ausgetrocknet er schien, litt nicht gern diesen schmerzhaften Durst, darum vertraute er die alte Kunde dem Wachtmeister. Übrigens hatte auch der Sergeant am Oranje erklärt: „Am Buntveldschuh ist sicher Wasser."

Als es dämmerig wurde, trieb der Wachtmeister rückwärts sprechend zur Eile an.

„Willem, wach auf. Die Nacht wird dunkel. Wir finden uns nicht hin, und die Gäule machen schon jetzt schlapp."

Willem schlief wirklich vor Durst und Anstrengung und Faulheit. Warum soll ein Hottentott nicht schlafen, wenn die weißen Leute sich doch alle Mühe machen? Aber er schlief leise wie ein Hase und antwortete gleich aus dem Schlaf heraus: „Zu Befehl, Wachtmeister." Wenn Willem „Zu Befehl, Wachtmeister" sagte, setzte sich Willems Maultier, das sonst die Kräfte sparte wie der Reiter, von selbst in schnelleren Gang. Von der eigenen Stimme und vom leichten Trabe wurde Willem vollends wach. Er gähnte und zog die Augenbrauen

in die Höhe und stierte und sah vor sich hin und wurde straffer und trabte stärker an.

„Wachtmeister!"

Es klang nicht laut. Der Holsteiner hatte den Anruf nicht nötig. Willem kam links heran.

„Wachtmeister, siehst du? Die Spur?"

Der Holsteiner sprang vom Pferde, Willem rutschte vom Maultier. Die schwache Spur lief neben ihrem Hufschlag, soweit man zurücksehen konnte, sie lief von ihnen fort und auf den Buntveldschuh zu, so weit man durch den Sandnebel vorausblicken konnte.

„Es ist ein Buschmann," sagte Willem. „Es ist vielleicht eine Frau. Es ist eine Frau. Es sind zwei. Es ist eine Frau und vielleicht eine andere Frau, oder — oder ein Jungkerl, der schlapp gemacht hat."

Der Holsteiner nickte: „Dja, es is wohl 'ne Frau und 'n Jung. Und bei dem Winde kann es so lange nicht gewesen sein. Aber was ist mit ihnen?"

„Wasser," antwortete Willem. „Sie wollen Wasser holen am Wasserloch."

Nach zwei Stunden, als sie schon unter dem Buntveldschuh herritten, dort, wo die merkwürdigen Erdkugeln aus den Hängen herausrollen, fing Willems Maultier zu schreien an, und die zwei Pferde stellten die Ohren hoch. Ob es das nahe Wasser oder die Nähe von Menschen war, wußten der weiße und braune Reiter nicht. Sie erblickten

aber bald die beiden, deren Fährte sie folgten, und waren dann gleich heran. Das Weib und der Junge konnten nicht fliehen. Wohin hätten sie fliehen sollen? Sie zeigten auch keine besondere Furcht. Das Weib war eine junge Person und schien ganz ordentlich gewachsen nach ihrer Art. Der Junge hatte einen Höcker und tat etwas scheu. Insofern beide Kleidungsstücke trugen, waren es Fetzen europäischer Herkunft.

Der Wachtmeister fragte auf deutsch: „He, wer seid ihr? Woher seid ihr? Wohin geht ihr?“ Da antworteten sie gar nicht. Das Mädchen lachte dem Wachtmeister ins Gesicht. Der Wachtmeister sagte: „Willem, jetzt frage du, wer sie sind.“

Willem redete dies und das in der Sprache seines Volkes, in irgend etwas, das ein Buschmanndialekt sein mochte und klang, als wenn ein Knabe lebendige Käfer und Grillen und Wespen zusammen in ein Einmachglas gepfercht hat, in Küchenenglisch und Küchendeutsch und Kapholländisch und hauptsächlich in seiner persönlichen Sprache, die sich aus all diesen Elementen zusammensetzte. Aber es kam nicht viel heraus.

„Sie haben keine Werft,“ teilte Willem mit. „Der Jungkerl ist ihr Bruder. Sie sagen, sie haben keinen Vater und keine Mutter. Sie wollen an das Wasserloch. Sie sind durstig.“

„Sie sollen uns jetzt führen,“ befahl der Holsteiner. „Wo sind sie zu Hause?“

„Sie wohnen am Wasserloch," antwortete Willem.

„Du mußt sie fragen! Du kannst sie auch fragen, ob noch andere Leute am Wasserloch wohnen."

„Ich habe sie gefragt. Sie wohnen am Wasserloch, und es wohnen keine andern Leute am Wasserloch."

„Und wie sie heißen?"

„Sie wissen nicht," sagte Willem. Da fragte der Wachtmeister die beiden in dem Kauderwelsch, das ihm das richtige schien für solche Fälle, und das er sich aus dem heimischen Platt und dem geläufigeren Teile von Willems Privatsprache zusammengesetzt hatte. Nach einer Weile erklärte er: „Sie heißt Dina, und der Junge heißt Isak."

Während er sprach, deutete das Mädchen auf die eigene Brust und nickte und lachte: „Dina," und dann wies sie auf den Bruder und rief: „Isak," und lachte wieder.

Der Holsteiner war ein wenig stolz auf diesen Erfolg und meinte, es müsse sich doch mehr ergründen lassen.

„Frage du sie, wer ihr Kapitän ist," verlangte er. Es schien ihm eine kluge Frage. Willem begann das Verhör von neuem und brauchte noch länger als das erstemal, auch er hielt wohl die Frage geeignet, Licht zu schaffen. Endlich sagte er:

„Sie haben keinen richtigen Kapitän, sie müssen an niemand bezahlen, sie müssen für niemand arbeiten, niemand schlägt sie. Sie glauben aber, Pruf-

sian Frank sei ihr Kapitän, denn Prussian Frank sei der Kapitän von allem hier hierum."

Willem beschrieb mit dem Zeigefinger einen Kreis, genau so hatte das Mädchen kurz vorher einen Kreis durch die Luft gezogen.

Der Wachtmeister kannte den Namen wohl. Der alte Vorarbeiter auf den einsamen englischen Guanoinseln draußen in der Brandung, der vor zwei Menschenaltern aus Königsberg gekommen war und Franz geheißen hatte, wurde von den Weißen und Farbigen an der Küste so genannt.

„Prussian Frank? Nein, das ist euer Kapitän nicht. Das sage ihnen jetzt ordentlich, Willem. Prussian Frank hat hier nirgends was zu suchen. Prussian Frank. Na so was! Der größte Kapitän ist der Kaiser in Deutschland. Dann kommt der Guvernör in Windhuk. Und dann der Bezirksamtmann in Lüderitzbucht. Und hier —, na, hier bin ich jetzt Baas." Das Mädchen verstand den Eifrigen irgendwie, denn bevor Willem seine Dolmetscherkünste in dieser verwickelten Angelegenheit versuchte, zeigte sie nochmals auf sich und wiederholte: „Dina" und dann deutete sie auf den Holsteiner und sagte dreimal: „Baas, Baas, Baas," und nickte, als gäbe sie gern eine ihr abverlangte Zustimmung.

Im Buntveldschuh Wasserloch stand viel Wasser. Es schmeckte, als wenn ein Apotheker seine sämt-

lichen Mixturflaschen darin gespült und schließlich ein paar Hände voll Salpeter hineingeworfen hätte. Aber der Holsteiner fand es sehr gut in seinem Tee, und Willem und die Pferde und das Maultier schlampten sich voll, daß allen vieren die Bäuche hingen. Dina und Isak bekamen die Teereste des Wachtmeisters und anderen seltenen Abfall. Es wurde ein richtiger Festabend am Wüstenbrunnen, und danach schliefen der Weiße und die Farbigen und die Tiere ausgiebig.

Der Holsteiner erwachte lange nach Sonnenaufgang. Willem redete mit einem Fremden, das weckte ihn. Es war ein alter Farbiger am Wasser. Der Wachtmeister sprang auf.

„Wo kommt der Kerl her?"

„Er hat sich über Nacht herangemacht," antwortete Willem mürrisch. „Er ist kein Hottentott und kein Buschmann. Er ist ein Hottentott, der ein Buschmann geworden ist." Willem spuckte aus. „Er kann nicht mehr sprechen wie ein Hottentott". Das merkte der Wachtmeister selbst, als das Mädchen den Alten heranbrachte. Es war wie eine richtige Vorstellung. Das Mädchen nannte den Alten. Der Alte kniff ein Auge zu und machte einen militärischen Gruß nach. Das Mädchen tippte den Wachtmeister auf den Arm und sagte: „Baas."

Der Holsteiner tat böse. Sie hätte ihn angelogen, sie hätte erzählt, sie wohne allein am Wasserloche. Sie verstand ihn schließlich und noch vor ihr ver-

stand ihn der Alte, der sich plötzlich englischer Brokken mächtig zeigte. Aber es ließ sich wenig Neues ermitteln. Der Alte wohnte nicht am Wasserloch. Der Alte wohnte in der Namib. Wo? Überall in der Namib. Er wohnte seit langem in der Wüste. Wie lange? Seitdem er ein Jungkerl gewesen sei. Das sei sehr lange. Er habe manchmal weiße Menschen gesehen. Er habe auch schon auf den englischen Inseln gearbeitet. Er und Dina und Isak gehörten nicht zusammen. Er sei wohl Hottentott. Einmal habe er am Wasserloch getrunken, da seien Dina und Isak dagewesen. Er wisse nicht woher. Es wohne niemand anders am Wasserloch, auch an den andern Wasserlöchern nicht, und in der südlichen Namib wohne er ganz allein. Kapitän habe er nicht.

Der Wachtmeister lieferte die drei Farbigen nach Lüderitzbucht ein. Sein Fund erweckte einige Aufmerksamkeit. Dina und Isak wurden gemessen vom Bezirksarzt, und alle drei wurden ausgefragt, wobei sie eine sehr leidsame Rolle spielten, und durchgefüttert, dabei waren sie sehr tätig. Der neue Ort schien ihnen zuzusagen.

Der Holsteiner ritt inzwischen wieder in das tote Land hinein. Die Diamantenschätze fingen an Arbeit zu machen. Es kamen die Landmesser, es kamen die Ingenieure der Gesellschaften, es wurden Bretter herbeigeschleppt und Wasser, vor allem Wasser,

2*

und es wurde gebaut, und die ordnungsmäßige Förderung und der Diebstahl begannen. Im Mützenfutter und in den Stiefeln und im Magen und Darm versuchten die Diebe die Edelsteine aus dem toten Lande fortzuschleppen. Die Regierung ließ geeignete Stellen für die Polizeistationen aussuchen. Zwischen den Stationen sollten in Zukunft die Patrouillen hin und her kreuzen und die Fährten beobachten und niemand herein und erst recht niemand herauslassen aus dem verbotenen Sande. Der Wachtmeister fand seinen Posten dort an der Dreimasterbucht, wo man den Buntveldschuh von der See sieht, und wo man auch ein Auge auf die englischen Inseln haben kann, denn vom Meere aus waren zuerst Diebe dagewesen. Die Dreimasterbucht lag weit von Lüderitzbucht ab und zwang zu den weitesten Patrouillen. Der Wachtmeister hatte sein und des Sergeanten Zimmer und das Vorratshaus und die Bambusenkammer und den Stall unter Dach, bevor er sich wieder in Lüderitzbucht melden konnte. Als er kaum in den Ort eingeritten war, folgte ihm ein Weib.

„Sie sitzen fern genug," sagte der Bezirksamtmann. Der Holsteiner stand Gewehr bei Fuß, er lachte aus seinem offenen braunen Gesichte heraus und erlaubte sich die Bemerkung, daß die neue Station ihm wohlgefalle.

Der Bezirksamtmann erzählte: „Ihr alter Hottentott vom Buntveldschuh ist fortgelaufen. Er wird

wohl draußen auftauchen. Auch den beiden, dem Buschmannmädchen oder was sie nun ist und dem Jungen, ist's nicht mehr recht beim Missionar. Das Mädchen hat mich bitten lassen, wir möchten sie zu Ihnen schicken. Wer weiß, ob man die drei nicht wirklich brauchen könnte auf Ihrer Station." Es war eine beiläufige Bemerkung. Der Holsteiner mußte auf wichtigere Fragen antworten, und er dachte an wichtigere Aufträge, als er hinaustrat und auf sein Pferd zuschritt. Er übersah das Weib neben dem Pferde. Aber als er abreiten wollte, da fuhr sie vor dem Gaul in die Höhe und reckte beide Arme auseinander.

„Hee Baas!"

Der Wachtmeister schalt, während der Wallach scheute. Dina mußte eine ganze Strecke neben ihm herlaufen, bis er sie erkannte. Am Nachmittage sprach der Missionar mit ihm, und ehe es Abend wurde, kam der Wachtmeister noch einmal auf das Bezirksamt und fragte, ob ihm gestattet werden möchte, Dina und Isak, die Buschmannleute vom Buntveldschuh, zum Dienste auf der Station der Dreimasterbucht mitzunehmen. Es wurde ihm gestattet.

Nach drei bis vier Wochen waren alle Stationen besetzt im Diamantengebiet, und über dem toten Lande lag plötzlich ein lebendiges Netz von Ordentlichkeit. Zur gleichen Zeit stieg der Frühstücksrauch

in den Morgen von den Posten, zur gleichen Zeit zogen die Männer aus auf ihre weiten Runden, zur rechten Stunde übten sie die Schmiegsamkeit ihrer Pferde und ihrer Leiber, und die Reichsfahne knatterte oder schlief über ihnen in der Sonne am neuen Stationsmast, als könnte das gar nie anders gewesen sein. Sie hatten fast jeder das selbständige Quartier gern, die Wachtmeister, Sergeanten, Unteroffiziere und Gefreiten, die da im Süden und in der Wüste zu tun bekamen. Und also galt es etwas von einem Wettkampf, das Höchste an Propertät und Bequemlichkeit der eigenen Station und Wohnung mit den dürftigen Mitteln zu erreichen und womöglich auch bei der ganz armseligen Verpflegung etwas Erträgliches auf den Tisch zu setzen, wenn Kameraden im Dienste zu Gast erschienen.

Als sie auf Patrouillen nun alle beieinander herumgekommen waren und ihre Erfahrungen verglichen hatten, stellten sie am Löwenkopf und an der Prinzenbucht und in Weißbrunn und an der Furt und in Angras Juntas und im Märchentale nicht ohne Neid fest: „Die von der Arche Noah, wie der Felsen heißt hinter der Dreimasterbucht, die haben den Vogel abgeschossen. Zwar Fleisch ist selten, und es wird einem lapprig im Magen, wenn man an die Pinguineier denkt, die sie einem als Hauptspeise vorsetzen. Aber, wie so der ganze Platz ist, die Zimmer, die Betten, na und überhaupt ...."

Die von der Arche Noah wußten ganz gut, daß

man von ihnen erzählte und sie lobte, und Wachtmeister und Sergeant machten immer freundlichere Augen nach dem mühseligen Ritt, wenn erst die Felsen und dann die Gebäude auftauchten, in die sie hineingehörten. Einmal sagte der Wachtmeister von der Furt zum Holsteiner: „Das läßt sich schon machen, daß die Sache so'n Schick bekommt fast wie bei der Mutter zu Hause, sobald man eben ein Frauenmensch bei sich hat."

Der Sergeant von der Arche Noah hörte zu und lachte: „Wir haben's ihr doch alles gelehrt und gezeigt."

„Das wird wohl sein," erwiderte der Gast. „Und sie sind ja auch sonst nicht so, die farbigen Weiber. Die da scheint merkwürdig willig." Danach schnippte er mit den Fingern und fügte zu: „Was mich angeht, so werde ich mir nächstens 'ne richtige Frau holen aus Deutschland."

Der Holsteiner war erst ein wenig ungehalten, daß einer das Verdienst nicht ihm zuschreiben sollte, aber er war nicht nur ein selbstgerechter, sondern auch ein gerechter Mensch, wenn ihm nämlich jemand zeigte, wohin er den Blick auch noch zu richten habe. Er wälzte die Sache bei sich hin und her, und da erkannte er: „Ja, es ist zum Teile Dina. Und der Junge mit dem Höcker ist auch eine Hilfe." Nun ging er an den alltäglichen Dingen nicht mehr so vorbei, und er lobte einmal das Mädchen und einmal den Jungen. Da kam es, daß sie ihm oft im

Wege stand und erst recht alles nach seinen Wünschen tat, und nach einer Weile schien ihm, als habe er von jeher ihren Nutzen anerkannt, und er wunderte sich nicht über ihre Art.

Die Monate liefen inzwischen ab, und der Holsteiner, der schon im Orlog gefochten hatte, sah seinen Heimatsurlaub herankommen. Als noch neun Wochen fehlten bis zur Dampferabfahrt, gaben eines Nachts die Hunde Hals, nicht nahe, sondern unten an der Bucht, wo das Fuchseisen stand und sich schon mancher Schakal gefangen hatte.

„Es sitzt wieder einer in der Falle!" dachte der Holsteiner. Aber er konnte nicht einschlafen und nach einer Weile fuhr er in die Schuhe, schnallte den Gürtel mit der Pistole über den Schlafanzug und setzte die Mütze auf. Hinter dem Pontok sagte eine Stimme zu ihm:

„Es ist der alte Hottentott."

Da fragte er: „Bist du deshalb herausgekommen, Isak?"

„Nein," antwortete hierauf der Junge, „Sergeant ist binnen."

Der Holsteiner ging bis zur Bucht hinunter und holte den Landstreicher herauf, der nur mit Mühe sich die Hunde vom Leibe gehalten hatte. Er versuchte nicht, den Alten auszuforschen. Seine Gedanken waren wo anders.

Am Morgen waren drei Menschen auf der Sta-

tion gleichmütig: Isak, Willem und der Alte. Die zwei weißen Männer und das Mädchen schoben sich aneinander vorbei, als führe jeder etwas am Arme mit sich, deswegen er sich schämen müsse. Der Sergeant hatte dabei auf dem Gesichte, was man ein dummes Lachen nennt. Beim Frühstück wurde dem Sergeanten das Schweigen unangenehm, da schüttelte er das Lachen heraus und erklärte: „Sie hat keine Läuse und ist überhaupt sehr reinlich."

„Wer?" fragte der Wachtmeister.

„Na, die Dina," sagte der Sergeant, „ich dächte, Sie.... Sie seien draußen gewesen und hätten mit Isak gesprochen in der Nacht?"

„Ich hörte die Hunde," sagte der Wachtmeister. Danach unterhielten sie sich wie sonst oder meinten sich zu unterhalten wie sonst. Der Wachtmeister dachte aber: „Nun ist es mir doch nicht so unrecht, daß ich nächstens herauskomme aus dem Sande. Ich sollte mir das Heiraten überlegen dort in Deutschland. Der von der Furt hat gar nichts Falsches gesagt, man muß sich eine richtige weiße Frau holen, sonst laufen die Wünsche allmählich verkehrte Wege." Der Sergeant dachte: „Warum ist er so sauertöpfisch? Und ich fürchtete immerfort, es sei sein Gehege. Besser er geht jetzt, als daß wir noch Krach bekommen."

Am Abend drückte sich das Mädchen dem vom Stalle zur Wohnung schreitenden Holsteiner vor die Zimmertür. Es war so dunkel geworden, daß

niemand dem andern mehr ins Gesicht sehen konnte.

Sie fing an: „Baas, du selbst bist nie gekommen . .“

Der Holsteiner blieb stehen.

„Gib Willem einen Eimer mit heißem Wasser,“ hieß er sie im Vorübergehen, „er soll die Kleie damit anrühren.“ Das Mädchen verstand nicht, daß er nicht wenigstens nach ihr schlug. Sie ließ sich ein paarmal rufen zu ihren Diensten an den nächsten Tagen, und dem Holsteiner und selbst dem Sergeanten schien es, als beginne die vielgepriesene ordentliche Wirtschaft in der Dreimasterbuchtstation faul zu werden. Aber sie hatten beide die nahe Trennung und Abreise im Sinne und mochten aus gegenseitiger Scheu kein großes Geschrei mehr anfangen, und so eine recht handgreifliche Verkehrtheit geschah auch nicht.

Es ging dann alles sehr schnell.

Der Afrikadampfer kam von Kapstadt herauf. Der Bezirksamtmann und der Leutnant gaben dem Wachtmeister die Hand und wünschten ihm gute Fahrt und Glück zur Freite und ein gesundes Wiedersehen. Die Lüderitzbuchter tranken unter gewohntem Lärmen zur Feier der verschiedenen Abreisen ein paar Fässer Bier leer. Über ein kurzes waren die Kanarischen Inseln erreicht und die Biskaja und England und der Kanal und die Elbe und Hamburg, und auf einmal saß der Wachtmeister

schon sechs Wochen in Holstein. Nach diesen sechs unklaren Wochen merkte er immer deutlicher, daß er ein Fremder sei in der Heimat. Wenn er prüfte, was ihm denn eigentlich fehle, fiel ihm freilich nichts Rechtes ein. Seine Verwandtschaft gab sich redlich Mühe um ihn. Einmal träumte er in der Nacht, er habe sein Lebtag im freien Felde geschlafen, und die Glieder seien ihm lang gewachsen vor lauter Raum, und nun habe seine gute tote Mutter ihm ein schönes Bett geschenkt, so weich, wie Mütter für ferne Kinder so etwas aussuchen. Aber das schöne weiche Bett, das mache ihm gerade die Beschwer, rundum sei es ihm zu eng aus einfacher Ungewohnheit. Er wachte auf und setzte sich auf und widersprach im Traume: „Das Bett hier ist doch bannig groß. Ich habe nie in einem größeren geschlafen." Der Traum blieb ihm im Kopfe beim Aufwachen, und er schien ihm bald der Schlüssel zu seiner ganzen Lage, und nach seiner Art — darin glich er vielen seiner deutschen Landsleute, die im Gleichnis ja oft die Lösung sehen — stimmte ihn das heiterer. Jetzt erzählte er nicht nur dann und wann von Afrika, sondern beim kleinsten Anlasse holten ihn seine Gedanken fort über See, und dann schraubte er die Augen zusammen, ganz eng, wie einer, der bei grellem Sonnenglanze oder starkem Winde reitet und über weite Flächen scharf ausspähen muß. Die so eingestellten Augen sahen gar nicht mehr in die saftigen grünen Koppeln Holsteins hinein, die starrten

in die unbezähmbare Ödheit der Namib. Jedermann hat besondere Erinnerungsbilder für seine Lebensstationen. Warum das anscheinend Nebensächliche und Bedeutungslose häufig in ihnen zuvörderst ist, wer weiß es? Der Wachtmeister erblickte immer den Buntveldschuh in der Ferne und eine verwehte Fährte im Sande und dann Dina, wie sie schnell ausschreitend dem widerwilligen Boden dort die Spuren aufdrückte.

Immer nur Dina. Ist eine Menschenfährte und gar ein menschliches Geschöpf bezeichnend für die Namib, für das tote Land? Ach gewiß nicht. Aber es ist angenehm in die Namib schauen von Holstein aus, wo man ihre Schrecken nicht spürt. Dagegen ist es nicht angenehm, bei Fest oder Tanz einen Mann zur Seite zu haben, der nie bei der Sache ist und zuweilen solch seltsame Sehnsüchte äußert. Von der Fremde erzählen mag einer gerne, wenn er verstehen läßt, daß das rechte Glück da draußen natürlich nicht zu finden sei. Die Holsteiner Mädchen zeigten keine Achtung für den Wachtmeister, weil sie wohl merkten, daß sie ihm unendlich wenig bedeuteten. Daß sie ihm wenig galten, daran dachte der Wachtmeister nicht, er merkte nur: ich und diese da, wir gäben nie einen Klang.

Die Rückkehr weckte den Wachtmeister auf. — Herrgott, in Hamburg ist schon alles anders. Er hätte gepfiffen auf dem Wege durch die Stadt vor lauter Freude und erst recht an Bord, wär' ihm

nicht fortwährend eingefallen: „Dein Vorhaben ist aber nicht erfüllt. Wie soll das werden?"

Inzwischen vergingen die ersten Tage der Reise, und auf Deck, das anfangs recht menschenleer ausgesehen hatte, erschienen jeden Morgen mehr Menschen. Die Seekrankheit war überstanden. Unter den letzten Gesichtern fiel dem Wachtmeister eine große blonde Person auf. Sie wanderte auch einspännig hin und her. Die Neue war eine von den gründlichen Mädchen, die einen Mann nur schwer finden und vergrämt werden, weil sie sich von ganz geringen Mitkämpferinnen geschlagen sehen. Sie hatte keine alte Jungfer werden wollen zu Hause und hatte beschlossen, in die Kolonie zu reisen in Zorn und Hoffnung. Wie das manchmal geht, waren der Zorn und die Hoffnung nicht kräftig geblieben über die Seekrankheit hinaus. Noch vor Southampton erkannte sie, daß sie außerhalb der Heimat nie werde Wurzel fassen können, was sonst immer sich ereignen möge. So stark wie in dem Holsteiner die Ferngewohnheit, so groß war in ihr das Heimweh. Der Holsteiner machte, daß er bei Tisch neben sie zu sitzen kam. Was ihr fehlte, kümmerte ihn nicht. Auch daß sie ihm etwa helfen könnte, nahm er nicht an. Daß sie aber seine Interessen haben müsse, das hielt er für natürlich. Deshalb sprach er zu ihr von der Weite und Einsamkeit der deutschen Kolonie und von den Polizeistationen und von den Diamanten,

und wie sie sich aushülfen bei karger Verpflegung, und von Dina und Isak. Sie mit ihrer weinenden Seele wäre jedem Menschen dankbar gewesen, der sich um sie kümmerte. Aber dieser Mann, der mit seiner Wahrheitsliebe und Nüchternheit das letzte Restchen Romantik vorsichtig von ihrem zornigen Afrikatraum wegschabte, tat ihr nicht wohl. „Was schwätzt er das alles gerade mir vor?" stöhnte sie am Abend, als sie in ihrer Koje lag und bohrte ihr Gesicht in die Kissen. „Ich will das ja alles gar nicht hören. Ich will nach Hause. Ich will nur nach Hause." In der Nacht wachte sie auf, und da waren ihre Nerven ruhiger vom Schlaf, und ihr Körper war warm geworden unter den Decken, und eine weiche laue Luft strich in die Kammer von Süden. Und sie mußte denken: „Er sieht nicht schlecht aus, der Wachtmeister. Er ist groß, er ist blond, er will auch nett sein. Und er ist — er ist doch der erste Mann, der sich richtig bemüht." Von Las Palmas an wurde an Bord gewettet: „Die beiden Großen werden sich verloben, bevor der Dampfer in Swakopmund Anker wirft." Und sie verlobten sich auch. Der Wachtmeister, weil er eine richtige weiße Frau brauchte, und sie — ja, weil er sie begehrte. Im übrigen waren sie sich am Tage der Hochzeit wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft nur in der Schwere des Blutes und einer geraden Gesinnung ähnlich, in ihren Wünschen und Freuden aber ganz verschieden.

Um die Zeit, als das Schiff mit dem Wachtmeister von den Inseln auf Dakar zusteuerte, wo die französischen Leuchtturmwächter meistens schlafen, wenn sie ein Schiffstelegramm aufnehmen sollen, klopfte Dina des Abends an des Sergeanten Tür auf der Dreimasterbuchtstation. Der Sergeant und der abkommandierte Gefreite saßen beim Abendbrot. Der Sergeant rief: „Was willst du, Willem?" „Es ist nicht Willem," sagte Dina und trat herein. „Ei, was willst denn du?" fragte der Sergeant. „Ich muß ein anderes Kleid haben." Der Sergeant und der Gefreite sahen das Mädchen an und sahen einander an, und dann lachten beide laut. „Also nur gleich ein anderes Kleid." „Ich muß ein anderes Kleid haben, der Baas kommt." „Wer ist der Baas?" fragte der Gefreite. Dina drehte dem Gefreiten den Kopf zu und streckte das Kinn vor und schloß die Lider und wandte das Gesicht mit den geschlossenen Augen dem Sergeanten zu und öffnete die Augen, aber behielt das Kinn in der Luft. „Sergeant muß Isak sagen: Isak, Donnerwetter Kerl, man fix, der Baas kommt!" Der Gefreite schlug die Hände zusammen: „So was? Das Mächen ist wohl übergeschnappt." Der Sergeant indessen erwiderte nicht unfreundlich: „Ist das alles? Na, denn sieh zuerst, daß deine eigene Arbeit gehörig in Trim kommt, Dina. Mit Isak werd' ich mich mal unterhalten, und ein Kleid —, hm — wollen mal sehen. Also abtreten!" Dina sagte: „Zu Befehl,

Sergeant," und schlüpfte wieder hinaus. Der Sergeant wandte sich zu dem Gefreiten: „Es ist gar nicht schlecht, wenn die alte Ordnung hier wieder rin kommt." Der Gefreite erstaunte sich: „Ordnung? Eigentlich," — er sah sich um, „es ist doch recht ordentlich auf der Station." „Ja—a," sagte der Sergeant und lehnte sich zurück, daß der Stuhl krachte, und streckte beide Arme in die Höhe. „Ja. Ich weiß nich', es war noch besser." „Wer ist denn der Baas?" fragte der Gefreite. „Spricht sie vom Leutnant? Kommt der Leutnant jetzt?" „Nein eben, sie meint den Wachtmeister. Er und ich haben die Station hier aufgesetzt," entgegnete der Sergeant. Der Gefreite nickte: „Das weiß ich. Nur, woher weiß sie, daß der Wachtmeister hier fällig ist? Der Wachtmeister, der noch in Holstein herumkutschiert." „Ne, auf'm Dampfer wird er schon sein, wenn die Dina wirklich recht hat mit ihrem Urlaubskalender. Ich hab's selber nicht nachgerechnet." Der Sergeant griff nach einer Zeitung und schob dem Gefreiten den Teil zu, den er schon gelesen hatte, aber der Gefreite hatte sich noch nicht ausgefragt: „Urlaubskalender? Die?" „Wir wollen mal lesen," sagte der Sergeant. „Sehen Sie sich die Kratzer an in der Küche. Sie hat von mir oder weiß Gott wem gehört, daß er 26 Wochen fortbleibt. Sie macht an jedem Sonntag einen Strich an die Wand, nun werden's wohl 24 sein." Als die beiden nach einer halben Stunde nochmals

Blätter austauschten, meinte der Gefreite: „Merkwürdig ist das doch, daß die Braune so, so wild ist auf den Wachtmeister. Sie war wohl seine?" Der Sergeant antwortete im Lesen: „Ne, seine war se nich und wild auf ihn, dat is se ok nich." Der Gefreite starrte den Lesenden an und nahm sein Zeitungsblatt nicht mehr auf. Beim Schlafengehen sagte er: „Ich versteh' das immer noch nicht." Der Sergeant stemmte erstaunt die Hände in die Seite: „Was ist denn mit Ihnen? Sind Sie etwa immer noch beim Wachtmeister?" „Bei dem braunen Mensch," sagte der Gefreite. „Wenn der Wachtmeister nu mit 'ner Frau kommt?" Da wurde der Sergeant böse und schalt: „Schnack, Schnack, Schnack. Erstens machen Sie sich mal nich mit Ihren Gedanken hinter das Mädchen. Zweitens glauben Sie nich, daß Sie je 'n Hottentotten oder 'n Buschmann oder so irgend 'nen Halbaffen auskundschaften werden, und drittens hat der Wachtmeister nichts mit zu tun. Amen."

In Lüderitzbucht fand die Hochzeit der Schiffsverlobten statt. Der Holsteiner tat ein paar Wochen Dienst in dem Hafenorte, und die junge Frau war nicht glücklich und nicht unglücklich. Die Stadt und die Art der Menschen gefielen ihr gar nicht. Freude machte ihr, daß sie einen stattlichen Mann hatte und von ihm nach Hause schreiben konnte. Der Wachtmeister selbst verstand sich auf

seine Frau nicht besser als vorher auf die Mädchen. Er atmete die Luft, die ihm wohltat, und ritt mit verkniffenen Augen durch die Sonne und wartete auf den Befehl abzurücken in die völlige Freiheit einer Außenstation. Hin und wieder klagte ihm die Frau vor: „Wie schrecklich ist dieser Ort. Ohne ein grünes Blatt und mit seinem Sande und seinem Staube und seinen Steinen und seinem Durcheinander. Man glaubt sich immer in einem Bauhofe." Er fand die Klage recht natürlich und nickte dazu und klopfte ihr auf den Rücken und sprach halb väterlich und halb vergnügt: „Es hat seine Schattenseiten ganz gewiß, aber das Gute kommt nach."

Was er für das Gute hielt, kam dann eines Tages. Der Bezirksamtmann sagte: „Nach der Dreimasterbuchtstation soll also wieder ein Wachtmeister ..." Er sah den Holsteiner an dabei. Der Holsteiner spürte ein Lachen im Herzen. Der Bezirksamtmann fuhr nachdenklich fort: „Aber Sie, Sie sind verheiratet, gerade Sie kennen den Distrikt am besten ..." Der Holsteiner erwiderte ein klein wenig in Angst: „Es ist doch eine gute Station und gesund und viel Wasser in der Nähe am Buntveldschuh und keine Gefahr ... Ich meine für die Frau ... Und eine Frau kann dort gewiß ganz schön leben." „Ja, ich meine das auch," sagte der Bezirksamtmann.

Den Holsteiner sah seine Frau heranstapfen durch

das Sandgeriesel zum Mittagessen, sie merkte, daß er unbändig froh war. Wie mag man hier nur so vergnügt sein, dachte sie. Sie wartete bewegungslos, was er erzählen werde. Er fing gleich an: „Also, wir kommen raus aus dem Bauhof." „Wohin?" sagte sie und meinte dazu im stillen: „Nach Deutschland ist's doch nicht, das andere ist gleich übel." „Raten!" rief er. „Ach, raten!" Sie seufzte. Da faßte er sie am Arme: „Denke dir, auf meine alte Station. Wie wir uns die nun zurecht bauen werden." Der jungen Frau fiel plötzlich alles ein, was er je erzählt hatte von der Dreimasterbuchtstation. Sie preßte den Mund zusammen, daß die Lippen ganz verschwanden. „Nun?" fragte er. „Nun? Nun?" Sie lachte grell auf. „In die Wüste. In den Sand. Zu dem braunen Weibe. Zu dem buckligen Buben. Zu den Pinguineiern. Zu dem schmutzigen Wasser." Er wurde ganz kleinlaut. „Ja, dir war's doch hier nicht recht und so die Leute hier auch nicht, da dachte ich . . ." „Man bringt die Frau an eine Stelle, wo sie überhaupt niemand und nichts mehr hat; wo sie sich mit den Steinen unterhalten kann," ergänzte sie.

Am Nachmittag vor dem Dienste fragte er sie: „Soll ich den Bezirksamtmann bitten? Er ändert es vielleicht." Es kostete ihn Anstrengung. Sie erwiderte: „Nein, ich will hier fort. Es ist nun gleich." Danach versuchte er sich wieder zu freuen, und ferne von ihr gelang es ihm auch, denn obgleich

3*

er sie liebte seit der Hochzeit und anderes ihm ganz ungehörig und undenkbar erschienen wäre nach seiner Art, war die Seele ihm allein geblieben wie in den Burschenjahren.

Als die Zeit kam, fuhr er voraus mit dem Küstendampfer zur Dreimasterbucht. Das Schiff schleppte außer den Kohlen für die Diamantfelder am Bogenfelsen allerlei Baumaterial und Hausrat für ihn. Ihn und die Werkleute und sein Gepäck und die Kohlen ruderten die Krujungen durch die zänkische Brandung ans Land. Obgleich eine ganze Anzahl Fahrten nötig waren, kenterte kein Boot. Es schien ein guter Anfang. An Land sah er die Kamele seewärts ziehen durch die Dünen, um die Kohlen gleich weiter zu schleppen zum neuen Kondensator. Der Führer winkte ihm von weitem. Der Sergeant lief herüber von der Station, und Willem drückte sich heran, und dann winkten Dina und Isak. Am Nachmittage meldete sich der Gefreite von einer Patrouille zurück, und vor Sonnenuntergang ritten auf einmal die drei Mann aus dem Märchental ein. Daß er wieder da sei im toten Lande, das sei sehr gut, meinten alle. Und die Weißen und die Farbigen hatten wirklich glänzende Augen, und die Hunde von der Arche Noah sprangen ihm Schulter hoch, sobald er sich nur zeigte an der Türe. Und dann kam die Nacht mit dem Reiben und Klatschen und Schlagen der See am Strande; und mit dem

fließenden Mondlicht in der weißen Wüste, das, so närrisch es klingt, selbst ein Stumpfsinniger ganz richtig fühlt und hört; und mit dem Pfauenschreien und dem Keckern der ranzenden Schakale in der Ferne; und dem Knurren und Träumen der ruhenden Stationshunde; und dem gemächlichen Blasen und Mahlen und langsamen Aufstampfen der Pferde und Maultiere im Stalle. Der Holsteiner lag wach in seinem Bette. Er hatte die Fenster offen und hörte der Nacht und der Namib zu. Als er genug hatte und sich anschickte, die Glieder anzuziehen zum Schlafe, lachte es laut aus ihm heraus, und sein Auflachen und seine Stimme waren einen Augenblick stärker über der Station als alles andere. Die Stimme sagte gar nichts als: „Ei, hier sein und gesund sein!"

Zehn Tage wurde gesägt und gehämmert an der Arche Noah. Was helfen konnte, half. Dann kamen noch zehn Tage, in denen tat der Wachtmeister wie früher Dienst, und sie genügten, daß wieder erzählt wurde an der Furt und in Weißbrunn und im Märchental und am Löwenkopf und bis hinauf nach Lüderitzbucht: „Der Holsteiner versteht's, an der Arche Noah ist doch am meisten Schick." Im Junggesellenquartier, so nannten sie jetzt die alten Gebäude der Station, sagte der Sergeant zum Gefreiten: „Merken Sie wohl den Unterschied? So war's schon damals." Der Gefreite antwortete: „Ja, Sie haben recht. Es ist, als wenn das Mensch

jetzt sechs Hände hätte, und wie sie ihm nachsieht. Die hat den Deubel im Leibe." Der Sergeant machte einen spöttischen Mund: „Kucken Sie sie man nicht zuviel an, wenn Sie so hitzig sind." Der junge Mann wurde rot und fand nicht gleich eine Antwort. Nach einer Weile entschuldigte er sich: „Man ist doch jung..." Da knurrte der Sergeant etwas Unverständliches, und der Gefreite merkte, auch dem Älteren fehle dies und das.

Gerade drei Wochen nach dem Holsteiner brachte der Kutter die weiße Frau. Sie konnte sich nicht beklagen über den Empfang. Es war nicht das Lachen dabei wie bei ihres Mannes Wiederkehr, aber um so mehr förmliche, scheue Ehrerbietung, denn den paar Menschen war die weiße Frau an diesem Orte seltener und besonderer als den Menschen zu Hause eine Fürstin. Wenn die Fremde ihr Handwerk verstanden hätte, um den gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, hätte sie wirken können wie eine gute Fürstin der alten Zeit. Das Aussehen und die Gestalt waren ihr dazu gegeben. Wo Mütter und Schwestern und Bräute so ferne saßen, hätte jeder weiße Mann im toten Lande, ob er nun ritt in des Kaisers Polizeiuniform oder irgendein Werkmeister war auf einem der weltentlegenen Felder, ein kleines Lächeln von ihr im Herzen tragen müssen, das ihn ermuntert hätte, oder sich an einen verwunderten Blick erinnern müssen, den er gescheut

hätte. Ist Königin sein bei vierzehn harten deutschen Vorposten eine so kleine Sache? Doch das geschah nicht. Wer von der Arche kam, wurde stets gefragt: „Und die Frau? Sie sieht gut aus, nicht wahr?“ Und wer gefragt wurde, erwiderte stets: „Ei, hübsch und stattlich“ oder Ähnliches. Wenn der Frager dann weiter prüfte in der kurzen Mannesart: „Na und?“ hörte er die Antwort: „Na, sie ist wohl noch neu, es wird schon gehen,“ oder einen Bericht über den Weg und dergleichen. Der Gemeinplatz, daß die Frau die beste sei, von der man am wenigsten spricht, mag Schneiderseelen wohl gefallen, in eine Kolonie paßt er ganz und gar nicht.

An Dina fand die Fremde auch eine Hilfe. Dina gehorchte ihr willig und diente ihr sorgfältig. Dina warf des Wachtmeisters Lieblingshund Brocken hin und schlug ihn nie, wenn er von ihrem oder der Bambusen Essen fraß und auf ihr Lager kroch oder selbst nach ihr schnappte. Dina gab dem Pferde des Wachtmeisters ihr Brot und wusch ihm viel öfter als Willem die Nüstern aus. Die Fremde gehörte nicht weniger dem Wachtmeister als Pferd und Hund, und der Herr selbst war bereit und eifrig im Umgange mit der weißen Frau. Warum sollte Dina ihr nicht die gute Seite zeigen, zumal die weiße Frau in des Herrn Sprache dem Herrn erzählen konnte: „Diese Dina ist gut. Diese Dina arbeitet viel.“

Nein, wie über den Empfang konnte sich des Holsteiners Frau über Dina und Jsak und das Haus nicht beklagen und alles drum und dran, geschweige denn über ihren Mann und die vierzehn Vorposten. Aber sie verstand ihr Handwerk nicht.

Es gibt ein stummes Geschehen bei den Menschen, dem kein Stift folgen kann. Ein Schieben und Verschieben, ein Zerflattern und Sammeln, ein Lösen und Knüpfen der Schicksalskräfte in den Seelen, tiefer als die tiefsten Grübler graben, und langsamer als die vorsichtigsten Gedanken sich reihen können.

Der Wachtmeister war am vergnügtesten immer zur gleichen Zeit und an derselben Stelle seines Tages. Dort, wo man um die Arche biegt und zum letzten Male die Station sieht beim Abritt und zum ersten Male bei der Heimkehr, lag die Stelle. Dort freute er sich in die Frühe hinein, daß die Arbeit begann in der großen Freiheit, und dort freute er sich anreitend der Ruhe und seinem Weibe entgegen. Die Vergnügtheit des Morgens blieb ihm am längsten. Sie änderte sich nur leise in der Art. Es wurde ein Aufatmen daraus, bei dem das unter dem Reiter schreitende Pferd in Trab, das trabende in Galopp fällt. Die Vergnügtheit des Feierabends schwand viel schneller. Hätte ihn einer gefragt: „Wachtmeister, was ist mit deinen Augen? Der Feier-

abendglanz ist fort. Wachtmeister, was ist mit deinem Munde? Ein starrer Strich ist er geworden, als möchten die Zähne nicht mehr voneinander lassen.“ Seine ruhige Antwort wäre gewesen: „Ich bin müde, Mann, der Dienst ist stramm, der Ritt war weit.“ Es fragte ihn niemand, und er fragte sich selbst am wenigsten, bis die Stunde kam, in der er, von kurzem Wege wiederkehrend, erschrak bei dem Anblick seines Hauses und das eifrig dem Stalle zustrebende Tier verhielt und schaudernd spürte: Draußen, draußen im Sande ist mein Friede. Er versuchte auch sich darauf zu antworten: „Schnack, ich bin müde,“ und wußte, während er es murmelte, daß er sich belog. Und nun redete er erst recht und lächelte sogar, wie das etwa ein großer Junge tut, der einer Mutter nicht das ängstliche Herz zeigen mag: „Nein, nein wirklich, ich bin nur so müde. Man wird ja auch einmal schlapp nach kleiner Arbeit.“ Mit dem Lächeln kam er an die Haustür.

Daß just an diesem Tage des Holsteiners Frau so sehr schmälsüchtig sein mußte. Der Wachtmeister hielt das Lächeln fest auf seinem Gesichte mit immer größerer Mühe. Ganz weh waren ihm die Muskeln, ganz verzerrt wurden ihm die Züge. Da meinte die Frau, es sei lauter Hohn, der den Mann so still und seine Mienen so sehr zur Grimasse mache, und hin und her suchten ihre springenden Gedanken nach einem Schimpfe, der spitzig genug wäre, ihn endlich

herauszupeinigen aus seiner eingebildeten Maske. Und Dina fiel ihr ein. Sie fuhr zusammen. „Dina? Das muß ich bedenken." Sie wurde plötzlich stumm und saß in sich gekehrt. Der Holsteiner tastete schon nach einem runden Worte. Er ahnte nicht, daß in dieser Pause die bösen Geister seine Ehe um ihren letzten armen Wert brachten. Als die Frau aufstand, schalt sie nicht mehr. Der Stolz verschlug ihr die Scheltlust. „Ich habe alles durchschaut. Ich. Ich. Ich. Mir ist's wie Schuppen von den Augen gefallen. Jetzt weiß ich alles. Den ganzen Schwindel hab' ich raus," redete es in ihr. Sie faßte die Klinke, den Kopf weit zurück im Nacken, da war der Mann an ihrer Seite.

„Ja, schön," sagte er, „wir wollen den Schakal ansehen, den Willem gefangen hat in der Nacht. Das Fell hat uns noch gefehlt. Es wird eine feine Decke für deine Leute in Hamburg."

„Was? Was will er?" überlegte sie. Es fiel ihr ein, wie sie geplant hatten, die Schakalfelle zu einem Pelzwerk zusammensetzen zu lassen für ihre Verwandten. Sie wollte ihm nicht antworten, aber er hatte gleich ihr die Hand an der Klinke. „Wenn's denn nicht anders sein soll," dachte sie und fragte darauf ruhig:

„Was gibst du die Decke nicht lieber dem Hurenmädchen? Da hättest du noch was von!"

Des Holsteiners Hand verließ die Tür und traf sich mit seiner anderen Hand gerade vor der Brust.

Die beiden Hände preßten aufeinander. Er stand da wie ein Betender und sah und sah ....

„So ist's recht," fuhr die Frau gleichmäßig fort, „verstell' du dich man immer weiter. Aber die Person, die kann das nicht so recht. Wie sie ihm nachsieht, wie sie ihm zuspringt ...."

Der Holsteiner änderte seine Stellung nicht, doch er antwortete leise und zaghaft und bittend fast, wie sonst Männer gar nicht reden, oder nur zerbrochene Männer:

„Sie versucht mir ein Gutes zu tun, Lotte ..."

„Ein Gutes? Ein Gutes?" Die Frau lachte gellend auf, und dann war sie draußen und klappernd fiel die Tür hinter ihr zu.

Am Abend dieses Tages zögerte Dina beim Abräumen des Tisches im Junggesellenquartier und schielte bald nach dem Sergeanten und bald nach dem Gefreiten. Als sie nicht länger verweilen konnte, brachte sie stockend heraus:

„Sergeant — ich — möchte fragen ....."

„Was denn?" murrte der Angesprochene.

Dina redete sehr schnell, wohl merkend, es sei auch hier eine üble Stunde: „Der Wachtmeister, warum schlägt er die Frau nicht?"

Sie bekam keine Antwort. „Raus," schrie der Sergeant. „Du Ausverschämte du, raus. Sonst mache ich dir Beine!" Dina sprang fort wie eine aufgejagte Katze.

„Was heißt das?“ fragte der Gefreite, nachdem er sich eine Zeitlang schweigend gewundert hatte.

„Hätte ich sie etwa fragen sollen? So was überlaß ich andern. Aber das rat' ich, daß vor mir das keiner tut.“ Mit kurzen Knöchelschlägen auf den Tisch bekräftigte der Sergeant seine Drohung.

„Davon redet niemand,“ sagte der Gefreite. „Daß da drüben sich die Dinge verkehrt entwickeln, weiß ohnedies schon jeder. Auf allen Stationen wird es besprochen.“

„Wahrhaftig? Wahrhaftig?“ spottete der Sergeant. „Und da sitzen dann Sie wohl bei und quatschen.“

Er wurde böse. „Aber seit wann is denn der Sand so 'ne Klatsche geworden wie die Lüderitzbucht? Seit wann geht denn auf einmal alles so gottverdammt quer? Na schön, ich bin am längsten hier gewesen. Ich gebe Ihnen aber 'n Rat, den können Se sich übers Bett hängen mit gemalten Veilchen drum: Heiraten Se nich, junger Mann.“

Wenn des Wachtmeisters Lieblingshund, von dem Dina alles ertrug, sich nur einmal gegen den Herrn gekehrt hätte, hätte Dina verstanden, das Tier unauffällig zu quälen. Scheinbar zufällig wäre ihm das Futter vergessen worden, heißes Wasser wäre durch des Tieres Ungeschick verbrühend über ihn geflossen und dergleichen. Seitdem Dina spürte, daß

in des Wachtmeisters Haus nicht alles zusammenstimmte, begann sie den Wachtmeister an seinem Weibe zu rächen. Fragt eine Frau, wie das gemacht wird. Fragt eine Frau, ob ein Dienstbote ohne nachweisbare Unachtsamkeiten oder richtige Unarten, von Haupt- und Staatsverbrechen ganz zu schweigen, nicht der Herrschaft einheizen kann. Als des Wachtmeisters Frau die Vorsicht aufgab an jenem Tage und ihren Haß in die Welt hinausschrie, ließ auch Dina die Vorsicht fahren — in Abwesenheit des Wachtmeisters. Sie log die fettesten Lügen, ihr Ungehorsam wurde ungeheuerlich, sie wollte entdeckt werden. Bog der Herr um die Arche, änderte sie die Taktik. Niemand konnte dann bereitwilliger sein, und da ihr gegeben war, was der Herrin völlig fehlte, dem Manne an den Augen die Wünsche abzulesen, und zu vermeiden und ihm aus dem Wege zu räumen, was den Verstörten aufbringen konnte, war sie ihm eine so vorzügliche Dienerin wie seinem Weibe eine Qual.

Doch das dauerte nicht lange. Der Wachtmeister ahnte wenig von dem Kampfe an seinem Herde, dagegen war er in seiner Not zu allem möglichen bereit. Die ungeschickten Gedanken zeigten ihm einen Weg, den ging er schließlich. Er wies das Mädchen zurück, erst sachte, denn es fiel ihm schwer, einen guten Dienst und ein freundliches Bestreben gering zu vergelten, dann mit wachsender Gewohnheit und wachsender Verstörtheit immer deutlicher. Jetzt

mochte die Frau merken, daß sie unrecht hatte. Als das Spiel langsam verloren ging, hatte sich die Frau wohl gefragt: „Wie ist das? Bin ich vielleicht im Unrecht?" Sie war daran gewesen, ganz nahe daran, zu dem Holsteiner zu sagen: „Laß uns noch einmal über das Mädchen sprechen." Sie hatte sich allen Mut und allen guten Willen zusammengespart auf einen Abend. An dem Abend begann der Holsteiner sein neues Wesen Dinen gegenüber. Die Frau schwieg, der Ekel faßte sie an. Ein gerader Mensch ist allemal ein kläglicher Schauspieler. Der Argwohn, der ihn beobachtete, verzeichnete das Bild völlig.

Dina erkannte nicht, daß es dem Herrn unernst war mit seiner Kürze. Sie hatte ein gutes Gewissen dem Herrn gegenüber. Wie sie rechnete, war der Herr in ihrer Schuld. Sie ertrug den Wandel eine Zeitlang. Den Mißmut ließ sie an Isak aus und an Willem und an dem alten Hottentotten. Bei der dauernden falschen Behandlung indessen wuchs die Wildheit in ihr, und noch ohne Plan, aber zielsicher, begann sie plötzlich kleine Angriffe auf den Holsteiner selbst.

Der Gefreite, der ahnte, irgendwo würden für ihn jetzt Äpfel notreif, hätte viel lieber sich an sie herangemacht, wo ihn niemand sah. Dina lockte ihn an eine Stelle, die der Wachtmeister passieren mußte. Dreimal sah der Holsteiner den Mann und das Mädchen, und dreimal brachte er es nicht fertig,

dreinzureden, obgleich es in ihm schrie: wenn zu dem ganzen Elend deines Hauses noch die Lotterei kommt, die keine Scham kennt, was wird dann aus dir?

Einige Wochen später traf der Wachtmeister mit dem inspizierenden Leutnant in Angras Juntas zusammen. Der Offizier machte ihm keine freundlichen Augen. Als der Holsteiner davon wollte, nahm ihn der Leutnant beiseite. „Ich muß mit Ihnen reden, Wachtmeister. Wo uns niemand hört. — So. — Nun: Himmelherrgott, was ist denn auf Ihrer Station los?"

„Auf meiner Station ...?" Der Wachtmeister sah den Offizier an und bekam eine kalkige Farbe.

Dem Leutnant wurde ganz sonderbar zumute.

„Sind Sie krank, Wachtmeister? Nein? Na, ich weiß ja nischt Genaues. Aber sagen muß ich's Ihnen. Bei Ihnen is was nicht in Ordnung. Sogar verschiedenes ist nicht in Ordnung. Machen Sie das anders, damit das Geschwätz aufhört."

„Das Ge — Ge — Geschwätz?" sagte der Wachtmeister.

„Jawohl," sagte der Leutnant. „Übrigens kommt morgen ein frischer Gaul zu Ihnen. Keine Kuh. Sie haben ja Freude an so etwas."

Der Wachtmeister murmelte vor sich hin klanglos:

„Wenn ich fort muß von der Station .... das halte ich aber nicht aus."

Der Offizier wandte sich ab und machte ein paar Schritte weg und kam wieder. Die linke Hand fing ihm an am Kragen herum zu spielen, und dann sagte er so freundlich er konnte:

„Wachtmeister, wer sollte Sie je fortwünschen? Ich reite dieses Mal nicht über die Bucht. Das nächste Mal ist sicher alles glatt."

„Zu Befehl," antwortete der Wachtmeister.

Wenn den Wachtmeister einer gesehen hätte auf dem Heimweg! Er hing im Sattel. So halten sich Betrunkene oben. Er wiederholte sehr oft: „Das nächste Mal ist sicher alles glatt, ist sicher alles glatt, ist sicher alles glatt. Das nächste Mal . . ." So schwätzen auch die Betrunkenen.

Die Streifwache vom Märchental brachte schon am Morgen das neue Pferd. Beim Wachtmeister wollte sich der Unteroffizier von der Pomonapforte melden. Der Wachtmeister war nicht zu finden. Der Unteroffizier wartete eine Stunde. Danach gab er das Pferd an Willem ab vor der Frau. Zwei solche Tiere hätten sie in Lüderitzbucht gekauft von einem Händler aus Keetmanshoop. Es habe sich nun gezeigt, daß die Biester einen fast unbezähmbaren Teufel in sich hätten, der Leutnant wolle das eine in die Kur nehmen, und was dieses hier angehe, so hätten der Bezirksamtmann und der Leutnant gemeint: das solle der Holsteiner haben zum Einreiten, dem mache es einen Mordsspaß, und der beste Rei-

ter in der Truppe sei er ohne Zweifel. Die Frau erwiderte: Das Tier gefalle ihr immerhin und trat heran, um ihm den Hals zu klopfen. Der Unteroffizier lachte:

„Jewiß, der Bock is schön, aber wenn der nich müde is, dann nehmen Se Ihnen in acht, wat der och nach die Damens beißen und keilen kann. Gucken Se ihm man rin in de falschen Oojen. Ja, mit dem Sande wird der Herr Wachtmeister nu wohl in 'n inniges Familienverhältnis rin kommen."

Bist du etwa bange vor den Menschen?" spottete das Weib dem Holsteiner entgegen, als der bald nach dem Verschwinden der Wache erschien, „denn du hast sie kommen gesehen, das weiß ich." Der Wachtmeister blickte zu Boden und antwortete nicht. Das ärgerte sie von je am meisten und sie fügte hinzu: „Dir is mal was Feines angehängt worden."

Vier Tage stand das Tier im Stalle unter der Arche Noah und fraß. Der Holsteiner kam herein früh, mittags und abends. „Auffatteln?" fragte Willem immer wieder erwartungsvoll. Der Holsteiner machte stets eine abweisende Handbewegung. Als vierundzwanzig Stunden vergangen waren, sprachen sie im Junggesellenquartier und bei den Bambusen von nichts als von dem fremden Pferde, und warum der Wachtmeister es noch nicht reite. Des Holsteiners Frau wußte, wovon die Rede war, und wunderte sich nicht weniger. Sie hätte den

Mann zur Befriedigung der eigenen Neugier nicht ungern ausgeforscht und fürchtete sich nur, ihm zuviel Teilnahme zu zeigen. Am dritten Tage sagte der Gefreite zu ihr, auf den Stall weisend:

„Den Neuen sticht schon der Haber," und dazu kicherte er. Sie sah ihn mißtrauisch an, plötzlich glaubte sie ihn zu verstehen.

Am Abend gab es allerlei zu erledigen, denn der Sergeant und der Gefreite und Willem sollten vor Sonnenaufgang auf einen weiten Weg bis an die Furt, dabei galt es einen besonderen Auftrag zu vollziehen, wahrscheinlich waren von der Kapkolonie ein paar Gauner hereingekommen in den Diamantensand. Der Wachtmeister setzte sich still zum Essen. Er merkte nicht, daß sein Weib trotz der Verspätung kaum mißmutig war. Sie ließ ihn anfangen, dann kam die erste Frage: „Warum du nur den Gaul nicht reitest?"

„Ach, — es wird schon ..." sagte er leise.

„Es ist ja eigentümlich, daß du wartest," sagte sie.

„Ja, allerdings, ja, ja," sagte er. „Ich bin nicht wohl ..."

„So," sagte sie, „so. Du bist nicht wohl. Wenn das man die andern nur auch wüßten. Sie lachen nu und denken wer weiß was."

Er antwortete gar nichts. Als sie aber von oben herab beim Schlusse der Mahlzeit die Frage hinwarf:

„Was der Leutnant erst sagen wird?" antwortete

er, wie einer, der erschrickt: „Ach gewiß, ich will ja das Pferd auch morgen reiten."

Der Wind wehte von Norden und war kochend heiß. Der Sergeant und der Gefreite und Willem mochten einen schlimmen Tag erleben in der Namib. Selbst innerhalb des Hauses war es kaum auszuhalten. Die ausgeglühte Luft gab keine Kraft her für die Lungen, und die Fliegen hingen sich an die Gesichter. Wo man nach einer schlug, klebten sie sich erst recht hin. Den Hunden zitterten schon in der Morgenfrühe die Lefzen. Um neun Uhr lag einer in Krämpfen, den schoß der Wachtmeister tot. Die Frau sah, wie er den Körper wegschleppte an das Meer, und sie sah ihn zurückkommen und auf den Stall zugehen und im Stalle verschwinden. Da klinkte sie die Türe auf. Drüben an der Tür tat Dina dasselbe. Der höckerige Bube kam aus dem Pontok und scheuerte an einem Geräte in der prallsten Sonne. Irgendwo hinter einer Wand grölte der alte Hottentott:

„He, he, hi, hi, jetzt reitet der Baas das wilde Pferd; hi, hi, he, he, jetzt reitet der Wachtmeister das wilde Pferd; Donnerwetter, hoch, hoch, hoch, jetzt reitet der Baas den Hengst von Keetmanshoop."

Nach einer Weile brachte der Holsteiner das Tier gesattelt aus dem Stall. Er schob sich mit der Linken die Mütze zurück und wischte schnell mit

4*

den Fingern den Schweiß von der Stirn und aus den Brauen. Der Hengst schleuderte über seiner rechten Hand den Kopf unruhig hin und her. Als er den Alten hörte aus dem Verstecke heraus, stellte er die Ohren hoch. Es schien einen Augenblick, als wollte der Wachtmeister Isak anrufen, aber da stand das Tier und sicherte, und der Wachtmeister war im Sattel. Vor lauter Erstaunen vergaß der Hengst jede Unart und mit rundem Halse und wiegenden Schritten schwenkte er nach der Arche zu. Es war ein schönes Schauspiel. Die Frau dachte: „Der Unteroffizier hat mich ins Bockshorn jagen wollen." Doch an dem Kondensator sprang der Narr vor. Er hüpfte mit all seinen Jahren auf das Riff am Wege und warf die Arme in die Höhe und tanzte und schrie so laut und schrill er konnte: „Hoho, hoho, hoho, seht den Wachtmeister auf dem Hengst von Keetmanshoop. Hoho, hoho, hoho!" Auf flogen die knurrenden Hunde. Sie haßten allesamt den Hottentotten, und die Reizung war zu groß. Sie kläfften wütend. Der Lärm wurde nicht kleiner dadurch, daß des Holsteiners Weib rief und Dina drohte und Isak traf mit den schnell aufgerafften Steinen. Der Hengst scheute. Er stieg ein-, zweimal. Er machte einen Katzenbuckel, dann flog er vorwärts und verschwand um die Arche. Die Hunde stoben der Sandwolke eine kurze Strecke nach. Sie kamen bald zurück, keuchend und schlapp. Den Hottentotten, der immer noch auf dem Riffe

saß und schwatzte und kicherte, bellten sie kaum an, als sie vorbeitrabten.

Der Wachtmeister kam mittags nicht nach Hause. Die Frau versuchte sich zu ärgern. Es gelang ihr nicht. Sie aß ein wenig und wollte schlafen. Es war viel zu heiß zum Schlafen. Sie nahm ein Buch und setzte sich auf das Bett unter den Mückenvorhang. Sie war zu müde zum Lesen. Die Augen arbeiteten, aber die Gedanken nahmen ihnen nichts ab. Zur Vesperzeit schlich sie an den Strand. Ein Bad konnte wohltun. Sie huckte nieder und löste den einen Schuh. Ihr fiel ein, daß sie das Tuch vergessen habe. Sie hielt inne mit dem Ausziehen. Das Tuch war nicht nötig bei solcher Wärme. Das Ausziehen, das Ausziehen war lästig. Das Bad war nicht das rechte. Sie umfaßte die Knie und starrte auf die endlose blaue See und wurde ganz leer. Als dann irgend etwas das Leben zu ihr zurückbrachte, fiel ihr ein: „Warum hast du, du, die du hier sitzest, diesen Mann? Diesen fremden Mann? Sollst du dein ganzes Leben durstig bleiben und dich reuen?“ Die Fragen taten nicht weh und verlangten keine Antwort. Sie kauerten vor ihr faul und regungslos wie überfütterte Katzen. Während sie die Fragen immerfort ansah, nestelten die Hände an den Kleidern. Auf einmal merkte sie am weichen Streicheln des warmen Windes über der Haut, daß sie nur mehr im Hemde saß. Da stand sie auf, ließ das Hemd fallen, sah und strich selbst an ihrem ge-

raden Leibe hinunter und wiederholte laut: „Soll ich mein ganzes Leben durstig sein?“ Langsam ließ sie sich nieder und streckte sich und bohrte die Ellenbogen in den Sand und stützte den Kopf mit den Händen, und wieder wurden ihre Blicke leer.

Als die Sonne versunken war, aber der Himmel noch leuchtete von Sonnenfarben, kam Dina von der Station herüber. Sie blinzelte unter der Hand gegen das Abendrot nach der Gestalt der Herrin hin. Fünf Schritte vor der Liegenden blieb sie stehen.

Die weiße Frau fühlte eine Störung. Ohne sich zu regen fragte sie:

„Ist jemand hier? Was ist es?“

Dina antwortete vielleicht mit einem andern Ton in der Stimme als sonst und hastiger:

„Isak sagt, wer auf der Arche steht, sieht kein bißchen Staub. Isak sieht gut. Isak sagt, die Hunde wollen auf der Spur nicht laufen.“ Sie machte eine kurze Pause. „Wo ist der Baas?“ — „Er wird kommen,“ erwiderte die weiße Frau und wandte nicht den Kopf. Dina wunderte sich und fuhr auch ehrerbietiger fort als sonst:

„Er ist sehr weit, der Baas, auf dem fremden Hengste. Sehr weit ... und der Hottentott ist fort.“

„Ich will mich anziehen,“ versetzte die weiße Frau. Sie richtete sich lässig auf, und ihr Blick traf sich mit den erstaunten Blicken des Mädchens. Da sagte das Mädchen:

„Du bist sehr schön?“

Ohne Aufforderung reichte sie der Herrin die Kleider zu.

Es wurde Abend, sieben Uhr, acht Uhr, neun Uhr, zehn Uhr, und der Wachtmeister kam nicht. Die weiße Frau ging im Zimmer auf und ab, wo die große Lampe brannte. Dina konnte die weiße Frau auf und ab gehen sehen von der offenen Tür des Kochhauses aus. Isak flüsterte: „Jetzt, jetzt ist sie bang, die weiße Frau." Dina zuckte mit den Achseln: „Vielleicht weiß sie, wo der Baas ist."

Um elf Uhr wanderte niemand mehr an der Lampe vorbei. Dina und Isak schlichen an das Fenster. Es war kein Mensch im Zimmer, wenn man dagegen genau horchte, kamen ruhige Atemzüge aus dem Schlafzimmer. Dina hob den Finger: „Sie schläft." Sie gingen beide zurück, und das braune Mädchen und der höckerige Bube setzten sich auf die Schwelle des Kochhauses und warteten. Der glänzende Streifen der südlichen Milchstraße schob sich bergab am Himmel und zeigte das Vorwärtsschreiten der Zeit an.

Einmal sagte Dina: „Vielleicht gehen wir hier fort zum Prussian Frank auf die Inseln."

Noch vor Tag sprang der Bube auf: „He ...?"

„Der Hottentott?" fragte Dina. Isak schüttelte den Kopf: „Da — da — da. Der Hengst allein!"

Schon waren die Hunde hoch und jagten in die Dunkelheit. Isak lief ihnen nach.

Die Schlafende wurde wach und rief hinaus: „Ist der Herr gekommen?“ Dina ging hinüber. „Es ist nur der Hengst. Er wollte in den Stall, aber die Hunde haben ihn vertrieben.“ Da fragte die Frau: „Und der Baas?“ „Vielleicht hat der Hottentott ihn gefunden. Man kann noch nicht sehen, es ist noch Nacht,“ versetzte Dina.

Die Frau hörte die Hunde zurückkehren und Isak und Dina miteinander sprechen. Sie verstand jedes Wort. Sie begann ihre Lage zu überdenken: „Bis der Sergeant und der Gefreite da sind, vergehen zwei Tage. Ich kann so lange wohl hier bleiben. Aber man muß natürlich vorher nach ihm suchen. Vielleicht ist er tot. Ich werde Isak in das Märchental schicken oder nach Angras Juntas oder auf das Schwedenfeld ....“ Sie glaubte immer weiter alles sehr genau zu überlegen und schlief in Wahrheit einen leichten Traumschlaf. Als Dina die Kammertüre bei ihr aufriß und das Sonnenlicht hereinfiel, antwortete sie wie eine Wachende. Dina schrie: „Frau, Frau, der Baas lebt. Der alte Hottentott bringt den Baas.“

Sie warf ihren Morgenrock über und trat hinaus. Es war ein köstlicher Morgen. Dina lief eben aus dem Kochhause fort ihrem Bruder nach, der stand am Wege und sah aus. Die Hunde bellten jenseits der Arche. Da hörte sie des Narren Grölen, und um die Arche kam es herum. Rechts der Hottentott, fuchtelnd und winkend und singend, und links an

seinem Arme hängend, trunken taumelnd, ein Mann in Uniform. Um beide sprangen die Hunde herum und kläfften und knurrten und winselten durcheinander.

Sie riß die Augen auf und streckte den Kopf vor, und die Lippen gingen ihr auseinander. Es war ihr Mann, der da. Sie untersuchte nicht: „Wie kann das sein, meines Wissens rührt er Schnaps kaum an?" Sie wandte sich schnell um und redete verächtlich vor sich hin: „Er hat sich so viel Mut zugetrunken, daß er vom Gaule fiel."

Sie hatte die Türe hinter sich ins Schloß gezogen, aber durch die offenen Fenster des Wohnzimmers drang des Hottentotten Gelärme zu ihr.

„Ho, ho, ho, ich habe den Baas gefunden. Ho, ho, ho, ich bringe den großen Baas von der Dreimasterbucht. Ho, ho, ho, ich halte den großen Baas mit meinem Arm."

Sie sprang in das Wohnzimmer und schloß die Fenster. Sie wusch sich und kämmte sich langsam und war schließlich fast fertig. Dina und Isak sprachen so laut draußen und sprachen immer dasselbe. Es zwang sich herein, unter der Türe her, durch die Holz- und Eisenwände, ob sie sich laut bewegte oder nicht, ob sie horchen wollte oder nicht. Sie mußte das schließlich verstehen und darüber grübeln. Dina sagte ungefähr: „Er kann nie mehr Orlog machen, dieser weiße Mann." Isak erzählte: „Der weiße Mann ist jetzt ein Kind." Die Unruhe

wurde auf einmal sehr groß in ihr. Sie tat die Bluse nicht an. Sie eilte so hinaus. Um das Kochhaus lagen die Hunde. Auf dem Troge daneben hockte der Hottentott wie ein Affe. Vor der Kochhaustüre stand Isak. Auf der Schwelle des Kochhauses und an dem Türbalken saß und lehnte der weiße Mann, ganz in sich zusammengesunken. Die Hunde und der Hottentott und Isak glotzten ihn an.

Ihr wurden die Füße schwer. „Er ist doch betrunken," sagte sie. Aber da kam Dina schnell aus dem Junggesellenquartiere mit einem Glase und führte dem weißen Manne das Glas an den Mund, und es schien, als versuche der zu sprechen.

Sie überwand die Schwere und lief zu den andern. Sie fragte: „Was ist es?" Und merkte: „Der Arm da, die Hand." Isak deutete auf den rechten Arm. Über der Hand hing ein weißer Fetzen. Sie schrie: „Ich will wissen, was es ist." Da straffte sich der Holsteiner und rückte mit dem Oberkörper ab vom Türbalken und öffnete die Augen und starrte auf den Fetzen und sah jeden einzelnen an: die Frau, Dina, Isak und den Hottentotten. Sie wagten alle nicht zu atmen. Die Frau überfuhr es: „Herrgott, das ertrage ich nicht. Wenn er noch ein zweites Mal so hersieht, das ertrage ich nicht." Aber der Holsteiner starrte schon wieder auf seinen Arm. Und dann nahm er den Fetzen weg. Die Frau wollte rufen: „Ach, ach, ach, was ist aus deiner Hand geworden?" Sie konnte nicht rufen und konnte sich

nicht bewegen. Der Holsteiner sagte: „Das Messer, Dina. Los! Schneide den Ärmel ganz auf. Los, los! Reiß kaputt!" Der Arm über dem zerschlagenen Gliede, das eine Menschenhand gewesen war, war wie eine dicke Wurst, schwarzrote giftige Streifen rannen unter der Haut. Isak und der Hottentott fuhren jeder mit dem Zeigefinger am eigenen rechten Unterarm her, als müßten sie die dunklen Bänder nachzeichnen. Der Wachtmeister stöhnte und sagte: „Hole das Beil, Dina. Hole es jetzt gleich, sonst ist es zu spät." Da konnte die Frau sprechen: „Was soll ich tun? Sage doch, was ich tun soll." „Nichts," sagte der Wachtmeister, „nichts. Die Kerls sollen fort. Geh jetzt auch du fort."

„Wenn Isak nach Angras Juntas reitet, oder in das Märchental, oder auf das Schwedenfeld, oder, oder ..."

Der Wachtmeister stützte sich wieder an den Türbalken und sagte kaum hörbar: „Da kann niemand was ändern, und wenn Isak hineinritte bis nach Lüderitzbucht ... und der Doktor käme gleich mit ... bis dann wär' ich tot." Er nippte wieder an dem hingehaltenen Glase und straffte sich wieder und befahl lauter und ungeduldig: „Fort, fort jetzt ... Das Beil, Dina ..." Die Frau gehorchte. Sie merkte erst, daß sie gehorcht hatte, als sie im Wohnzimmer saß. Sie versuchte sich zu erinnern: „Habe ich Isak und den Hottentotten auch fortgewiesen, wie das sein sollte?" Sie stand mühsam auf und sah hinaus.

Isak und der Hottentott waren fort, und auch die Schwelle des Kochhauses war leer.

„Nun muß ich noch einmal denken," sagte sie. „Was wird also nun? Was ist das mit Dina? Was will er mit Dina? Wie lang muß ich hier sitzen bleiben?"

Dina klopfte. Die Frau fuhr zusammen und dann schrie sie: „Was ist geschehen?" Dina kam herein. Sie war deutlich grau im Gesichte. Ihre Augen bewegten sich unaufhörlich vor Furchtsamkeit. Die Frau in ihrem Haß dachte: „So sieht ein Dieb aus, der eingefangen und gebunden ist und Prügel erwartet." Sie stieß hervor: „Also schnell?" Dina hielt sich an der Türe fest und sprach hastig und versprach sich und war schwer zu verstehen: Der Herr brauche Kost. Der Herr habe Isak nach dem Märchental geschickt mit der Meldung. Und sie hätte nur getan, was der Herr befohlen habe. Sie hätte nicht gewollt. Bei Jesus Christus, sie hätte nicht gewollt. Als die Frau mit schreienden Fragen ihr zusetzte, antwortete Dina gar nichts mehr und starrte zu Boden.

Die Frau ging an ihr vorüber zum Kochhaus und vom Kochhaus zur Futterkammer. Der Wachtmeister saß auf der Futterkiste. Der rechte Arm war verbunden und verschnürt, mit der Linken preßte er auf den Verband. Der Wachtmeister hörte die Schritte und flüsterte: „Dina, gib mir zu essen, daß ich Kraft bekomme." Die Frau antwortete: „Ich

bin es. Drüben ist es doch bequemer." Sie gab ihm zu essen. Sie führte den Löffel zu seinem Munde und das Glas, wie eine Maschine. Als er stärker war, stützte sie ihn und brachte ihn hinüber in das Haus. Da er nicht liegen wollte, schob sie ihm den Korbstuhl hin. Den andern Stuhl nahm sie und nähte, und sie fragte und sagte und dachte nichts, und der Wachtmeister hielt die Augen geschlossen.

Am Abend kam Isak vom Märchental. Er habe nur den farbigen Polizeidiener getroffen, aber die Meldung zurückgelassen. Dina erstattete der Frau für den Bruder Bericht vor dem Wohnzimmer. Als sie geendigt hatte, zögerte sie und fragte dann mit gedämpfter Stimme: „Schläft der Baas jetzt?" Die Frau nickte. Da fragte Dina leise weiter: „Bleibst du bei dem Baas?" „Gewiß," sagte die Frau hart. „Was soll das?" „Der Baas hat keine Hand mehr." Dina tippte auf die rechte Hand, sie sprach langsam und leise. „Der Baas kann nicht fechten, der Baas kann kein Werk tun, der Baas ist ein Kind geworden." „Schwatz' keinen Unsinn," sagte die Frau, „was willst du?" Dina zuckte mit den Achseln: „Kann der Baas für mich fechten ohne Hand? Kann der Baas schießen ohne Hand? Kann der Baas mir Kost geben ohne Hand? Nein, der Baas kann dies nicht tun. Ich will nicht dem Sergeanten gehören und nicht dem Gefreiten und nicht dem Leutnant und nicht dem Missionar. Ich will nie-

mand von diesen gehören. Ich gehe fort zu Prussian Frank, und Isak geht fort zu Prussian Frank, und der Hottentott ..." Da unterbrach die Frau das Mädchen ärgerlich: „Nun habe ich genug von deinen Dummheiten, der Herr wird dich schon lehren morgen." Im stillen meinte sie wohl: „Meinetwegen sollst du braunes Mensch und dein buckliger Bruder und der alte Affe hingehen, wo der Pfeffer wächst."

Bald nach Sonnenaufgang erschien einer der Polizisten vom Märchental. Er klopfte an das Kochhaus und sah in den Bambusenpontok und in den Stall, aber es war niemand zu finden, der ihm das Pferd abnahm. Über seinem Hantieren und der Unruhe der Hunde wurde die Frau wach. Sie kam zu ihm heraus. Der Polizist grüßte und wartete nicht, ganz atemlos redete er: „Der Wachtmeister hat melden lassen, der Hengst habe ihn abgeworfen weit draußen und habe ihm die Hand zerschlagen, und es sei so schlimm geworden, daß er sich die Hand habe abnehmen lassen. Und der Bursch hat erzählt, seine Schwester habe die Hand abgeschlagen, die Dina, Ihr Mädchen hier. Ist das nun ..." — „Es ist wahr," antwortete die Frau. — „Und der Wachtmeister? Das ist doch entsetzlich!" — „Mein Mann scheint davon zu kommen," sagte die Frau. Der Polizist wollte noch etwas sagen und ihm fiel nur ein, daß er niemand habe finden kön-

nen in Stall und Pontok, da zeigte er auf die Gebäude: „Es ist aber niemand hier ..."

„Ich weiß," sagte die Frau, „ich weiß, die Patrouille ist noch fort. Ist jemand in die Stadt geritten zum Arzte?" „Wir haben noch in der Nacht einen Brief abgeschickt," erwiderte der Fremde.

Später, als sie wieder allein waren, der Holsteiner und seine Frau, fragte der Mann müde: „Was ist das mit Dina?" — „Gewiß, er muß gerade von ihr anfangen" dachte die Frau und entgegnete: „Nun, sie sind eben fort — die ganze Sippschaft." Nach einer Pause sagte der Holsteiner: „Hast du sie fortgeschickt?" — „Sie sind fortgelaufen. Wo werde ich deine Leute fortschicken?" sagte die Frau. Der Holsteiner schüttelte den Kopf. „Fortgelaufen? Fortgelaufen?" Da kam der Ärger bei ihr zum Ausbruch: „Ja, ja, ja, fortgelaufen. Fortgelaufen zum Prussian Frank auf die Mistinseln, da ist das Mensch ja wohl einmal hergekommen." Als er nun schwieg, wuchs ihr der Ärger nur noch mehr, und endlich brach's heraus: „Warum sie fortgelaufen sind, das willst du doch wissen? Nicht? Ich will dir's sagen: Weil — du nun wie ein Kind geworden bist und nichts mehr nutze bist." Und, erschreckend vor den eigenen Worten, fügte sie schnell hinzu: „Das ist also der Dank, den du geerntet hast!" Der Wachtmeister stand auf. Die Frau fing sich zu fürchten an. „Was wir der jetzt tun?" Aber er sagte nur

vor sich hin: „Es ist wahr, ich bin jetzt nichts mehr nutze, nichts mehr nutze." Er ging hinaus, immer noch etwas schwankend. Die Frau sah ihm nach durch das Fenster und sah, wie er Kochhaus und Pontok durchsuchte und dann sich erschöpft hinsetzte auf den Trog.

Die Patrouille kam am Nachmittag zurück. Müde und mürrisch bedienten sich der Sergeant und der Gefreite selbst. Zur Unterhaltung hatte keiner Lust. Als sie nach dem Essen und bei der Pfeife aber auftauten, schlug plötzlich der Sergeant mit der Faust auf den Tisch. „Wissen Sie wohl, was er mir zuerst gesagt hat? Nicht: ich bin zum elenden Krüppel geworden, und für mich is nu alles Essig. Ne, sondern: Sergeant, die Dina ist fort. — Mensch, sagen Sie nich, daß Sie das verstehen. Sagen Sie das nicht. Denn ich schwör's Ihnen, er hat mit ihr nischt zu tun gehabt, und hat nischt von ihr gewollt. Und —, wenn Sie das jemand sagen, daß er gesagt hat, was er gesagt hat, dann, Mensch, dann schlage ich Ihnen alle Knochen entzwei. Awer ich, ich hab's jemand sagen müssen, und da sind nur Sie da."

Der Gefreite schwieg still.

Aus John Nukwas Lehrjahren

Nachdem John Nukwa der Gaika einundzwanzig Jahre alt geworden war, fühlte er täglich deutlicher, er könne eine Frau brauchen. Eine Frau sollte herumhantieren in seiner Hütte, beharken das winzige Stück Ackerland, woran sich Nukwas Mutter und Großmutter schon erprobt hatten, säen etwas Kaffer-Korn und die paar Handvoll Mais, und sollte ihm das übrige tun und erleiden, wofür sich Frauen besonders oder ausschließlich eignen.

Auch bei den Kaffern kommt alles vom Weibe, sogar mehr als bei uns. Arbeitet jemand hinter dir in deinem Heime und schafft dir Speise für den Hunger und Wärme für die Kühle und Licht für die Nacht, so blinzelt es sich so viel schöner noch aus Decke und Kaross heraus in die südafrikanische Sonne und über die glitzernde See. Wunderbar wohlig ist auch der verweilende Gedanke an die Kinder, die einem da ebenfalls rückwärts in der Hütte geboren werden, namentlich an die Töchter. Jede herangewachsene Tochter ist einmal ein paar Stück Vieh wert. Fett, glänzend, brüllend wird's herangetrieben und in den Kral geschlossen und mehrt sich. Vieh, mächtige Herden Großvieh sind das allerhöchste Glück und des Mannes bester Ruhm. In der strahlenden Sonne hingestreckt liegen, fern das silberne Meer, und starren auf die weidenden, von den Söhnen behüteten Tiere, was kommt dem gleich?

Aber —, wie die Männer der heiratenden Töchter das Vieh bringen zu des Schwiegervaters Kral, so kostet eine Frau Ikazi, und in der ganzen Welt kann einer nicht mehr geben, als er hat. John Nukwa hatte gar nichts, um so lieber träumte er vom Besitz. Seitdem Nukwa, der Großvater, des Häuptlings Zorn erregt hatte und kurz und bündig der Zauberei vom Hexendoktor angeklagt und überführt worden war und nach gehöriger Marter als Sühne sein großes Eigen dem Häuptling überlassen mußte, hatte Nukwas Familie nichts. Hütte und Ackerland sind keine Habe.

John Nukwa hatte auch keine Verwandten, keine Sippe, die hätte aushelfen können; warum, wußte er selbst nicht. Zu essen freilich gaben ihm die in den Hütten rundum; ganz selten verdiente auch er ein paar Schillinge, wenn er einem Transportfahrer in den Keibergen half oder im nahen Kentani ein paar Tage arbeitete. Indes änderte das seine Lage nicht, und es ist schließlich kein Wunder, daß die Eltern und Vormünder von Mädchen niemals zu ihm und zu seiner Hütte ein paar Glasperlen oder Kupferdraht zu schmückenden Armbändern nächtens als Umlomo tragen ließen. Diese verschwiegene Aufforderung: „Komm und biete auf unser Kind, es wird uns freuen," was hätte sie genützt? Kaffern wissen, was sie tun. Aber John Nukwa wollte eine Frau und wollte Habe und wollte etwas gelten. Neid ist angenehmer zu ertragen als die

freundlichste Geringachtung. Mit einer Frau fängt der Reichtum an, zwei Frauen sind besser. John Nukwa dachte einen ganzen Sommer durch nach und erkannte, er müsse etwas ganz Besonderes einleiten.

Eines Abends brachten wandernde Boys aus Kentani die Nachricht: „Ein Umlunga ist da aus Johannesburg, ein Arbeitsagent für die Minen." Die Boys waren des Agenten Werber; sie setzten alles sehr schön auseinander, und einer hatte sogar Branntwein mit.

Am nächsten Morgen, als der Agent noch im Bett lag, ließ sich John Nukwa bei ihm melden. Der Agent sah ärgerlich hinaus. „Was willst du?" — „Arbeit, Inkos." — „In Johannesburg?" — „Ja, Inkos." — Der Agent sah den scheuen Farbigen an und dachte: Er ist groß und stark, doch scheint er ein rechter Grünling; ich will versuchen, ihn wenigstens auf zwei Jahre zu verpflichten, wenn er mir schon so früh angelaufen kommt. „Ich kann nur Boys auf zwei Jahre brauchen!" — „Nein, Inkos, zu lange." — „Ja, da kann ich dich nicht brauchen." — John Nukwas Gesicht wurde fahl unter der dunklen Haut. Den habe ich, dachte der Agent. — „Wie viel Geld, Inkos?" — „In den zwei Jahren? O, da kannst du vierzig Pfund verdienen. Also, hier ist das Papier. Wie heißt du?" — John Nukwa hob langsam, schwer rechnend, beide Hände viermal auf: „Zehn, zehn, zehn, zehn." —

„Ja," sagte der Agent, „mach zu oder pack dich fort." — „Die Boys sagen sechs Monate, Inkos. Inkos sagt zwei Jahre. Warum das? Die andern Boys gehen sechs Monate." — Der Agent zuckte mit den Achseln: „Goddam, ich will mich mit dir nicht streiten. Dich brauche ich zwei Jahre oder gar nicht. Marsch. Nun?" — „Ich heiße John Nukwa," sagte der Boy. — „Gut, bist du ein Schulboy, kannst du schreiben?" — „Nein, Inkos." — Der Agent schrieb den Namen. „So hier mach dein Zeichen. Hier hast du dein Papier." — John ging, es saß ihm etwas in der Kehle, aber er dachte an die vierzig Pfund.

Als er in seine Siedelung kam, lachten ihn die andern aus. „Dies ist sehr lange. Du wirst nie wiederkommen. Man geht sechs Monate. Du gehst viermal so lange, und du mußt unter der Erde arbeiten, und da ist keine Sonne und kein Meer, und deine Arme werden müde. Ja, sehr müde. Wart!" — John antwortete: „Nein, ich komme zurück, und ich werde vierzig Pfund bringen."

Mit dem Transport, wohlbewacht, gelangte John Nukwa in die Goldstadt und wurde mit einem fremden Trupp vom Sambesi einer Mine zugeteilt. Die Sambesileute machten furchtsame Gesichter, sobald das gewaltige Rauschen der Arbeit am Rand aus der Ferne ihnen entgegenklang. John Nukwa bekam große Augen und weite Nüstern, durch die der

Atem schneller ging. „Das Meer, das rauschende Meer!"

Er erkannte bald seinen Irrtum, aber sie gaben ihm reichliches Essen im Compound und eine gute Schlafstelle, da vergaß er die Enttäuschung und die Sehnsucht und erinnerte sich nur an die vierzig Pfund. Erst wurde er über der Erde verwandt, zehn Stunden Arbeit jeden Tag. Es schien sehr lang im Anfang. Und wenn John Nukwa am Abend seinen kleinen Zählstrich den andern über seinem Lager zufügte und ihm die Schultern und der Rücken weh taten, brauchte er vier von den sieben englischen Worten, die er konnte: „Damned fool, no good." Er war ein fleißiger Arbeiter, und der weiße Vorarbeiter machte in den Listen hinter seinem Namen einen Stern. Nach zwei Monaten ließ man ihn einfahren und in den Gängen immerfort in hockender Stellung den Steinmeißel drehen, mit dem die Sprenglöcher gebohrt werden.

Vom Segen der Arbeit hat kein Schwarzer je zu reden gewußt. Wer sein ganzes Leben in Gottes lachender Sonne blinzelnd geträumt hat und höchstens zur Abwechslung einen Bock gejagt, einen Spann Ochsen getrieben, ein Schaf gestohlen, einen Botengang getan und bei Kafferbiergelagen einen Nächsten halbtot geschlagen hat, lernt im ewigen Dunkel der Minengänge unter stetem gleichförmigem, angestrengtem Zwang den Fluch der Arbeit kennen. Es frißt sich etwas ins Herz, es frißt sich etwas

ganz tief ins Herz. John Nukwa drehte und drehte. „No good, no good." Er sprach wenig mit den andern Boys, und nach sechs Monaten gingen die mit ihm Eingestellten. Sie spotteten ihn aus. John Nukwa antwortete nichts, aber den Agenten fing er zu hassen an: „Der Umlungu ist schlecht, der Umlungu ist sehr schlecht." Am folgenden Sonntag fragte er den Aufseher: „Wie viel Geld jetzt, Inkos?" — Der Aufseher lachte: „Du bist ein Geizhals, zwölf Pfund, du kaufst ja nichts. Willst du Geld? Du brauchst eine neue Decke." — „Zwölf Pfund, zwölf Pfund!" John Nukwa lachte dieses Mal mit. „All right, good." Nein, er brauchte keine neue Decke und wollte kein Geld.

John Nukwa schaffte anderthalb Jahre in den Gängen und bekam schließlich höhern Lohn und bessere Arbeit, denn der Stern des Vorarbeiters erschien wieder auf den Knappschaftslisten hinter seinem Namen. In den anderthalb Jahren haßte John Nukwa den Zwang und den Agenten, der ihn in den Zwang geschickt hatte, immer tiefer, und das Geld, das er verdiente, das sich mehrende große Geld liebte er immer mehr. An anderes dachte er nicht und am wenigsten daran, daß irgendein Zusammenhang sein könnte zwischen dem verhaßten Werber und Werk und dem geliebten Golde. Nach den anderthalb Jahren riß ihm eine Sprengung zwei Finger ab, da bekam er von neuem im Lichte zu tun, und während dieser letzten Monate der Ab-

gesperrtheit von der Welt wurde die Lust an seinem errungenem Besitze so gewaltig, daß er fast seinen Haß vergaß.

Als John Nukwa abgelöhnt werden sollte, legte er für fünfzig Pfund Zahlmarken auf den Tisch. Der Kassierer sah auf: „Was?" — John Nukwa lächelte demütig: „Ja, Inkos, ja, mein Inkos!" und bedankte sich anhaltend. — „Du bist ordentlich ein schwarzer Schotte, ein Wunder an Sparsamkeit und vielleicht auch ein großer Halunke!" sagte der Engländer. — „Ja, Inkos, ja, mein Inkos," wiederholte John. Er überlegte lange hin und her, wie er seinen Schatz an sich verbergen sollte. Die Ledergürtel, in die man das Geld hineinschiebt wie in einen Schlauch, kosten schon etliche Schillinge, und die Beinriemen von ähnlicher Art, gerade unter dem Knie, gerade über der Wade werden sie festgeschnallt, fassen keine fünfzig Pfund. Es war ein sehr schweres Problem, aber schließlich nahm John Nukwa den Ledergürtel eines Schlafgenossen mit. Der Schlafgenosse arbeitete just und hatte unbegreiflicherweise dies Stück unter alten Kleidern in seiner Kramkiste liegen gelassen. John durchsuchte die Kramkiste nach etwaigen, von ihm selbst entliehenen Gegenständen, was ebenso verständlich wie verständig war, das Schicksal tat dabei ein übriges für ihn. In dem Gürtel fand er nach vorsichtigem Abfühlen einen Schilling. Von diesem Schilling

trennte er sich als eine Art Sühne, obgleich auch das ihm nicht leicht fiel. Er kaufte einen Beinriemen für den Schilling beim Compound-Ladenhalter. In den Gürtel schob er siebenundvierzig Pfund und befestigte ihn um den nackten Leib, drei Pfund steckte er in den Beinriemen.

Danach hielt er sich nicht länger auf, sondern wanderte zur Station und tauschte seinen Ausweis gegen eine Fahrkarte ein, hinunter nach Kei Road. Auf dem Bahnsteig traf er einen Stammesbruder seines Schlafgenossen, und weil er von nun an als wohlhabender Mann mit aller Welt in Frieden leben wollte, sprach er den Mann an und trug ihm einen Gruß auf und bemerkte beiläufig, er habe sich in der Eile den Gürtel des beiderseitigen Freundes entliehen, er werde ihn gelegentlich zurückerstatten, der Freund solle nicht böse sein. Er redete ganz wie ein Umlungu und sagte: „our friend" bei Erwähnung des Beliehenen.

Die Bahnfahrt der Küste zu war John Nukwas köstlichste Zeit, obgleich er in den Nächten nicht schlief, aus Furcht, ein fremder Boy könnte ihn bestehlen. Wer fährt nicht gern in die Heimat? Dem, der arm auszog und reich wiederkehrt und die Erfüllung der allerehrgeizigsten Lebenswünsche mit Recht vorausvermuten darf, scheint sie doppelt schön. Füge dazu den fast wahnsinnigen Hunger und Durst eines Luftmenschen, der zwei Jahre einem Gefangenen gleich in begrenztem Raume einge-

schlossen war, den Hunger und Durst nach dem unendlichen Veldt und der Freiheit, der unbedingten Freiheit, und du kannst John Nuwka erst ganz verstehen. Jeder Nigger ist ein Luftmensch, solange noch ein guter Faden an ihm ist. Das Luftmenschentum ist überhaupt jedes Niggers beste Seite.

Die ganze Fußwanderung von Kei Road bis an den Kai machte John an einem Vormittage. Sämtlichen Farbigen unterwegs rief er von weitem zu: „Molo Wetu!" und allen Weißen, lachend den Hut ziehend: „Good morning, Sir!" Die Menschen antworteten ihm ebenso vergnügt, denn es war ein frischer leuchtender Morgen, und der Krieg hatte noch nicht das Land verdorben.

Am Kai beschloß John den Umweg über Butterworth. Er hatte Bekannte in Butterworth, denen er ein bißchen erzählen wollte. Über ihn sollte gesprochen werden weit und breit im Lande, das benötigte kleine, absichtslos erscheinende Winke an vielen Stellen; im übrigen interessierten ihn die billigsten Viehpreise im Hinblick auf seine erste Kapitalanlage, sein zukünftiges Weib. Von Butterworth kamen viele Leute gefahren, tags vorher war dort ein Rennen abgehalten worden. John Nukwa gefiel das, er blieb auf der Poststraße, bis sie sich Toleni nähert, da bog er nach rechts ab, den ersten schwarzen Siedlungen zu, er wußte von einem Mädchen in einem Kral. Es hatte

ihm früher nicht mißfallen, er wollte sich gleich erkundigen.

Etwa eine englische Meile von der Straße an seinem Wege stand eine ausgespannte Kapkarre. Drei weiße Männer saßen auf der Erde und aßen und tranken, zwei Boys lungerten in ihrer Nähe herum, ein anderer lag im Felde zwischen vier grasenden, mit Knieknebeln versehenen Pferden. Als John vorüberschritt, dachte er: Amajud. Er grüßte wie am Morgen: „Good morning, gentlemen!" und schwang den Hut noch tiefer. — Der eine Weiße sprach ihn an: „Woher kommst du? Von Johburg?" — „Yes, Sir!" sagte John. — „Ich dachte es," sagte der Weiße. „Willst du trinken?" — John wurde ganz freundlich. „Yes, Sir, bitte!" — Sie gaben ihm ein großes Glas voll Kapbranntwein, und während er trank, stieß ihm der zweite Weiße neckend mit der Faust in den Magen, daß er gar keinen Branntwein im Mund behalten konnte, sondern alles gleich schlucken mußte. Einen Teller voll Fleisch schoben sie ihm dann zu. John aß gewaltig. Es war sein erster Imbiß nach vierundzwanzig Stunden. „Diese Amajud sind sehr gut." Er wurde gesprächig. „Bitte, Sir, was kostet jetzt ein Ochs?" — Die Buchmacher blinzelten sich zu. Der Schwarzbärtige, der so fein aussah, stellte die Gegenfrage: „Warum? Kommst du von den Minen?" — „Yes, Sir." — „Und da willst du dir jetzt eine Frau nehmen,

eh?" — „Yes, Sir." John lächelte selbstgefällig. — „Wir wissen den Preis von den Ochsen nicht, sie sind aber billig." — „Danke, Sir."

Die Buchmacher steckten die Köpfe zusammen, und obgleich John, der mit dem gleichgültigsten Gesicht geradeaus starrte, genau hinhörte, verstand er kein Wort der ihm fremden Sprache. „Sie wollen mit mir nicht reden." Einer von den Boys in der Nähe der Weißen trat zu ihnen. „O, wir sollen also das Spiel fortsetzen?" sagte der Schwarzbärtige zu ihm recht laut und langsam auf englisch. Der Boy nickte. „Aber du gewinnst ja immer, du machst uns noch arm, wir müssen noch Wagen und Pferde verkaufen. Doch wenn du es durchaus willst!" Der jüngste Weiße hob ein zusammengeschnalltes Klapptischchen und drei Faltstühle vom Wagen und stellte sie auf. Ein grünes Tuch wurde über den Tisch gebreitet. Drei Holzschälchen wie große halbe Nüsse und eine kleine rote Kugel kamen darauf zu liegen.

Die Buchmacher nahmen Platz auf den Stühlen. — „Komm also!" Der fremde Boy zog ein Goldstück aus der Tasche. — „Dam it, so hoch?" sagte der Schwarzbärtige. — „Ja, ein Pfund," erwiderte der Boy. — John machte einen langen Hals und sah den Boy auf die eine Schale deuten. — „Du hast gewonnen," riefen die Weißen. — „Doppelt!" sagte der Boy. — „Ja, dam, doppelt." — „Wieder gewonnen," rief der Boy. — Sie spielten eine ganze Weile.

John verstand das Spiel nicht ganz, aber er sah die Weißen anscheinend immer ärgerlicher werden. Plötzlich stand der andere Boy neben ihm. — „Was ist dies?" fragte John. — „Es ist ein gutes Spiel," entgegnete der Fremde, „es ist ein gutes Spiel, wenn man gewinnt. Mein Bruder hat zwanzig Pfund gewonnen. Die Umlungu verlieren." — „Zwanzig Pfund? Zwanzig Pfund?" John hob die Hände zweimal ganz atemlos. „Wie lange Arbeit?" — „Ach keine Arbeit, nicht umsebenz, dies Spiel." — „Sehr reich müssen die Amajud sein? Sehr reich? Ja?" — Der andere zuckte mit den Achseln: „Sie haben viel Geld verdient, dort in Butterworth. Einen Sack voll. Aber ich denke, mein Bruder gewinnt das alles." — „Hast du Geld von dem Spiel?" John wurde es heiß. — „Ich? Ja, ich habe wenig, zehn Pfund." — „Zehn Pfund ist viel," flüsterte John. „Darf ich auch spielen?" — „Du mußt fragen," antwortete der Boy, „und dann, du hast doch kein Geld." — „Ich habe Geld, ich habe etwas Geld." John wurde zuversichtlicher. „Kannst du nicht für mich fragen? Vielleicht werden die Amajud ärgerlich?" — Der Fremde schüttelte mit dem Kopf, nach einer Weile aber packte er John am Arm. „Gut, wir wollen beide fragen." — Die Weißen machten wirklich böse Gesichter, und der Schwarzbärtige schlug mit der Faust auf den Tisch, daß John erschreckt zurücksprang. „Ihr verfluchten Teufel von Niggern habt zu viel Glück. Ihr wollt

uns ausrauben, einfach ausrauben. Nein, nein. Noch ein Glas Branntwein sollst du haben, John, dann fahren wir weiter." — John trank das Glas Branntwein ganz schnell aus. Es machte ihm Mut, wieder zu bitten. — „Du bist zu arm," sagte der jüngste Weiße. — „Ich bin nicht arm," beharrte John. — „Wir können doch nicht zwanzig Pfund verlieren an einen, der nicht zwanzig Pfund hat," fiel der Schwarzbärtige ein. — „Ich habe dreißig Pfund," beteuerte John. — „Spiele lieber mit mir weiter, Umlungu, ich habe jetzt vierzig Pfund," drängte der Boy, der bisher gespielt hatte, und schob John beiseite. — „Nein, Umlungu, nein, höre mich, ich habe auch vierzig Pfund!" John streckte die Hände aus. Sie zitterten. — „Nun denn, laß ihn ein wenig," befahl der Schwarzbärtige. „Du hast schon so viel gewonnen." — John atmete auf: „Danke, Sir, danke vielmals, Sir."

Sie erklärten ihm das Spiel. John setzte und doppelte. Er gewann und gewann wieder, dann hielt er ein. — — „Was ist?" fragte der Jüngste. — John sprach mit schwerer Zunge: „Master, ich habe fünf Pfund gewonnen." — „Das sehen wir ja," sagte der Jüngste. — „Master, da in Johannesburg ist dies zwei Monate Arbeit." — „Der Narr meint, zwei Monate habe er dort schwitzen müssen, um fünf Pfund zu verdienen," murmelt der zweite Buchmacher in Judendeutsch, — „du hast eben Glück. Doppelst du wieder?" — Der Schwarz-

bärtige hielt die Hand über die Schalen. — John fing zu glühen an: „Yes, Sir, yes, please I double."

Fünf Minuten folgten voll leiser Anrufe, kurzer Antworten und jener seltsamen Schnalzlaute höchsten Erstaunens eines Kaffern, dann sagte der Schwarzbärtige mit ganz ruhiger, aber fester Stimme: „So, jetzt hast du fünfzig Pfund verloren, und ich glaube, es wird am besten sein, wenn du jetzt erst einmal auszahlst." John starrte den Sprecher an und starrte über das Veldt, er machte einen Schritt zurück dabei. Der jüngste Weiße trat neben ihn. „Weglaufen hilft nichts, sieh, ich habe einen Revolver. Diese Kugel ist schneller als ein Vogel. Du mußt bezahlen! Zahle schnell, wir sind nicht hier zum Versteckspielen!" John wandte sich zitternd zu den zwei Schwarzen. „Ist dies alles recht so? Fünfzig Pfund? Fünf so?" Fünfmal schüttelte er die Hände. — „Es ist alles recht," sagte der Spieler, „und du mußt bezahlen." — „Du hast Unglück gehabt, mein Freund!" bestätigte der zweite Boy, der vorher mit ihm geredet hatte, und faltete die Hände dabei wie ein bedauernder Pfarrer. John Nukwa aber wollte nicht begreifen: „Fünfzig Pfund? Fünfzig Pfund? Fünfzig? Fünfzig? Fünfzig?" Er sah noch einmal beschwörend jeden der Fremden an, da dämmerte es in ihm auf: „Die fünf sind im Bunde, die Juden und schwarzen Leute." Und nun wußte er, ihm blieb nichts anderes übrig, als zu

zahlen. Blaß, mit matter Stimme sprach er vor sich hin: „Ich habe nur 47 Pfund."

Der Schwarzbärtige klopfte ihm auf die Schulter. „Du wirst vernünftig. Nun lüge auch nicht. Wer lügt, fährt zur Hölle. Zeige hübsch deinen Gürtel her." John knöpfte die Weste auf und zog sein Hemd in die Höhe. „Laß mich fühlen!" Der Schwarzbärtige fuhr ihm an den Leib. „Ja, es ist nur der eine Gürtel da. Warte, deine Finger sind schwach geworden, meine Junge. Laß nur, ich mach's schon." Es war John, als rissen sie ihm ein Stück Fleisch von den Lenden, während sie den Gürtel abnahmen. Sie zählten schnell. „Wirklich nur 47 Pfund. Du verdammter Kaffer, was spielst du auf 50, wenn du nur 47 hast?" Der Schwarzbärtige trat nach ihm. John wich bebend aus. Der jüngste Weiße indessen lachte: „Ach was, wir wollen dem Schepsel die drei fehlenden Pfund schenken, und den leeren Gürtel darf er behalten. Sag: „Danke, mein Baas," Schepsel. Und ein Glas Branntwein sollst du auch noch bekommen. Inzwischen hilf einspannen." John sagte: „Danke, mein Baas," und half einspannen und trank das dritte Glas Branntwein und hielt demütig den Hut hin, als die Weißen einstiegen. Sie warfen lachend sechs Pence hinein und fuhren schnell davon.

John sah ihnen lange nach, er konnte nicht denken, aber sein Mund, der plapperte immerfort: „No good, no good, no good, no good, no good."

Hufschlag auf dem Wege brachte John zu sich. Er erschrak. Den nahenden Reiter in brauner Uniform erkannte er als Polizisten. „Der Umlungu wird sagen, ich bin betrunken.“ John fing zu laufen an. Der Polizist wurde aufmerksam und gab dem Pferde die Sporen. Es war eine kurze Jagd, dann holte er den Fliehenden ein. „Warum ranntest du, sobald ich kam?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Hast du keinen Paß?“ — „Hier ist mein Paß.“ — „Der Paß ist in Ordnung. Warum ranntest du?“ — „Ich hatte Angst, Inkos!“ — „Wirklich nichts anderes?“ — „Nichts anderes, mein guter Inkos!“ „Du bist ein Narr!“ Der Polizist ritt gleichmütig weiter.

Es ist bitter, wenn man betrogen dasteht nach Jahren freudloser Arbeit, wenn man nur älter geworden ist in ihnen.

John setzte sich an den Wegrand und schlug sich immerfort mit dem Knöchel des Mittelfingers an die Stirn. Die Beschäftigung ist nicht kurzweilig. Gegen Abend fiel ihm das Mädchen ein, über das er Erkundigungen einziehen wollte.

Er stand auf und marschierte eine Weile. „Damned fool, no good, ich habe kein Geld mehr.“ Er sah die Feuer bei den Hütten. „Dort ist Essen. Ich kann hingehen, sie werden mir Essen geben. Ich werde erzählen.“ Er atmete etwas freier. „Abelungu sind schlecht und Amajud —,“ er spuckte aus, „wie kann das alles sein?“ Ganz plötzlich wurde es

hell vor ihm: „Umsholugu Imisholugu! Es sind die Geister, es sind die Totengeister.“ Er sah sich scheu um. „Die Geister sind zornig.“ Er lief hinunter zu den Hütten und sprach den ersten Mann an, den er traf, ohne die gewohnten Umschweife seines Volkes, einem weißen Manne gleich, der sich nicht bändigen kann, der immer gleich schreien und fragen und lachen und weinen muß. „Wetu, wohnt hier ein Intonga?“ „Nein,“ sagte der andere und sah ihn starr an, „bist du von der Polizei?“ Da fand sich John zurück in das rechte Fahrwasser. Er trug eine lange Geschichte vor und schloß damit, sein Vater läge krank und sei geplagt Tag und Nacht von den bösen Geistern. Er aß, und viele hörten ihm zu, dann wiesen sie ihm vier Hütten in der Ferne. „Es ist kein Intonga, kein rechter Priester, aber er ist ein guter Inncibi, ein Doktor. Er kann mit den Geistern reden. Er hat eine starke Stimme, die Imisholugu horchen auf ihn.“

Je näher John den Hütten kam, desto langsamer schritt er. Aus des Inncibi Kral drang dumpfes gleichförmiges unheimliches Singen, begleitet und oft übertönt von zum Wirbel antobendem, zu einzelnen Schlägen zurückfallendem und wieder vorstürmendem Hämmern auf trockenen Häuten. Es war ganz dunkel rundum, und in John wuchs die Ehrfurcht, und der Ehrfurcht gesellte sich die Furcht. „Dieser ist wohl ein rechter Intonga und dies ist eine gute Stunde. Er spricht jetzt mit den Imi-

6*

shologu." Ein Hund kläffte und meldete den Fremden. John kümmerte sich wenig um ihn und hockte schweigend und geduldig nieder in der Nähe der Hütten. Nach einer Weile wurde eine Tür aufgestoßen, und einen Augenblick umleuchtet von dem Feuer in der Hütte, fuhr der Inncibi heraus. Sich merkwürdig drehend und wendend trat er vor John und richtete sich starr auf. Drinnen wurden die Häute weiter geschlagen, aber nicht lange mehr. Des Doktors Gesicht hätte John nicht zu erkennen vermocht, selbst wenn er aufgeschaut hätte. Beide schwiegen lange, dann rief der Inncibi: „Bist du von der Polizei? Ich spreche zu keinem wandernden Manne." — John hob die Hand: „Ich bin John Nukwa, der Gaika von Kentani." — Der Inncibi nickte: „Des Vaters deines Vaters Habe aß mit Haut und Haar Kreli, der große Häuptling, weil der Vater deines Vaters mit Zauberwerk die Menschen krank machte, der Intonga fand das Ubuti." — John antwortete demütig: „Inkos, dies ist wahr, der Intonga fand das Zaubermittel, und Kreli, der große Herr, aß meines Großvaters Habe mit Haut und Haar." — „Du hast kein Vieh und kein Geld," fuhr der Inncibi fort. „Was willst du von mir? Die Imishologu sind hungrig. Sie wollen Speise. Ich kann nicht Speise geben für dich." — „Ich habe drei Pfund," sagte John gedrückt. „Inkos, bitte sprich zu den Geistern." — „Drei Pfund ist sehr wenig. Du kannst keinen Ochsen kaufen für

drei Pfund.“ — „Vielleicht nehmen sie das Geld, Herr,“ sagte John. Seine Angst wuchs. — Der Inncibi dachte nach. „Du kannst erzählen,“ antwortete er schließlich und hockte auch nieder. John erzählte, fast wahrheitsgemäß. Die Weißen beschrieb er sehr gut und auch die Richtung ihrer Fahrt. Er endigte: „Inkosi, diese Amajud haben ein Ubuti. Dies ist Zauberei, und die Imisholog u sind mir böse. Sprich zu den Imishologu. Ich will das Geld wieder von den Abelungu, und sie sollen krank werden. Nimm ihnen ihr Ubuti.“

Sobald er schwieg, verschwand der Inncibi. John merkte die Leere und hörte das Singen wieder.

Die Angst wurde so groß in ihm, daß er zitterte und fast aufschrie, als ihn der andere plötzlich mit merkwürdig hohler Stimme wieder ansprach: „Es sagt der Umshologu des Vater deines Vaters, daß er zornig ist. Du hast seiner nicht gedacht in Johannesburg.“ — „Nein,“ flüsterte John. — „Die Amajud haben Ubuti. Der Umshologu will ein großes Opfer. Ich werde mit dem Umshologu kämpfen für dich. Ich werde Ubuti machen gegen die Abelungu. Du sollst dies Geld wiederfinden.“ — John atmete auf: „Wieviel muß ich zahlen, Inkos?“ — „Der Umshologu will ein großes Opfer. Gib die drei Pfund, aber dies muß alles sein, was du hast.“ — John gab die drei Pfund. Es tat nicht so sehr weh, denn er dachte daran, daß die Räuber nun Krankheit oder gar der Tod treffen müsse, und er

sein vieles Geld zurückbekommen werde. Es war ein sehr angenehmer Gedanke.

Er war fast so glücklich wie auf seiner Fahrt, als er vom Kral des Inncibi zurückschritt, um in den Hütten, wo man ihm zu essen gegeben hatte, zu schlafen. Beim Einschlafen fiel ihm dann freilich ein, daß die drei Pfund unwiederbringlich verloren seien. In seinen Träumen schlug er sich mit seinem Großvater und rief oft in die Nacht: „Du bist sehr hungrig, pfui, du bist zu hungrig."

Am nächsten Morgen war die Siedlung in großer Aufregung. Ein Gerücht hatte sich verbreitet schon vor Tagesgrauen: Oben auf dem öffentlichen Ausspannplatz zwischen Toleni und Nqamakwe seien drei von dem Butterworth-Rennen heimkehrende Buchmacher im Schlafe überfallen und ihrer sämtlichen Gelder beraubt worden. Als die Nachricht zu John drang, hatte sie noch einen besonderen Reiz dadurch, daß sie einen der Überfallenen als tot, die andern als verwundet hinstellte. John zischte und klickte mit der Zunge wie nie vorher in seinem Leben. Der das Gerücht zu ihm brachte, spann es ihm dreimal vor und log jedesmal ein klein wenig mehr aus lauter Freude daran, einen so ausgezeichnet dankbaren Hörer gefunden zu haben. Sobald der Mann ihn verlassen hatte, stellte sich John hin und lachte und lachte. „Dieser Inncibi ist sehr gut, vielleicht mache ich ihm eines Tages noch ein Geschenk.

Er hat ein starkes Ubuti. Und diese Amajud sind dumm. He, die Imishologu sind jetzt gegen Euch und Ihr wißt das nicht! Damned fools! Der Großvater ist auch nicht mehr hungrig." Den zum Ort der unerhörten Tat eilenden Männern schloß sich John an. Es blieben überhaupt nur ein paar alte Frauen in der Siedelung zurück, um die gewiß bald die Nachbarschaft absuchenden Polizisten zu erwarten.

Verhaßte Menschen in der Patsche sehen, ist innerlich mindestens so wohltuend wie eine Zirkusvorstellung und gewöhnlich fesselnder und billiger. John machte ein Gesicht einem Kinde gleich, das auf eine besondere Anstrengung hin zu den Kunstreitern mitgenommen wird, und war erfüllt von Menschenliebe. Seinem Gastgeber überreichte er den entliehenen leeren Geldgürtel. Das Angebinde reute ihn freilich, und er tauschte es rechtzeitig und ungesehen gegen den Beinriemen um. Ganz und gar ohne Entgelt wollte er den Gürtel nicht wieder fortnehmen.

Eine sehr große Enttäuschung aber erwartete die Heraneilenden auf dem Ausspann. Die überfallenen drei Buchmacher waren wohl da samt ihrem ausgeraubten Wagen uud harrten auf den Magistrat. Jedoch sie waren weder tot noch verwundet, nur furchtbar wütend, und gebrauchten eine Sprache, daß jeder Kaffer demütig in ihrer Nähe verstummte. Die beiden fremden Schwarzen aus ihrer Gesellschaft

fehlten. Der Fahrer allein hatte einen blutig geschlagenen Kopf, er war zu verwirrt, um zu reden, und bekümmerte niemand.

John traute seinen Augen nicht. Er erlebte schnell mehr des Unverständlichen. Auf irgendeine Weise geriet er in einen Wortwechsel mit einem fremden Zuschauer. Die Weißen und der eine anwesende Polizist wurden aufmerksam. Plötzlich drangen sie auf ihn ein, er hatte Handschellen an, ehe er einen Schrei ausstoßen konnte. Der Schwarzbärtige sagte: „Da fällt mir ein, dem Kerl, auf den wir Verdacht haben, fehlen zwei Finger an der linken Hand. Das Ungeziefer gleicht sich ja wie ein Ei dem andern. Doch müßte ich mich sehr irren, wenn dieser da es nicht ist. Sehen Sie zu." — Der Polizist erwiderte: „Es stimmt, es stimmt, und nun weiß ich auch, das war der Hund, der gestern vor mir fortlief. Sie sind ein schlaues Pack, diese Kaffern. Aber du hättest Handschuhe anziehen sollen gestern, Mister Nigger. Das legt dich nun hinein. Vier Jahre Arbeit am Wellenbrecher in Kapstadt gibt's, Freundchen. Es ist eine gesunde Arbeit. Vielleicht die Katze. Sie wird dich angenehm erwärmen." Das schwarze Auditorium lächelte, es war ein großes Gerede hin und her, dieses Mal kam man völlig auf seine Kosten. Dem anfahrenden Magistrat meldete der Polizeisoldat: „Ich denke, Sir, wir haben den Mann."

John wurde nach Butterworth geschafft. In

der Vorverhandlung erfuhr er, er sei angeklagt, in der Nacht die drei Buchmacher beraubt zu haben, wahrscheinlich mit zwei Spießgesellen. John antwortete: „Nein," und antwortete ein paarmal zu oft: „Nein." Die ganze Wahrheit mochte er nicht erzählen. Seine Sache verschlechterte sich zusehends und wurde vom Magistrate an die Geschworenen verwiesen. Dem Richter gegenüber sagte er, als Zeuge in eigener Sache vernommen, aus, er habe die drei Buchmacher bis zum Morgen seiner Verhaftung nie gesehen. Im Kreuzverhör entwand ihm dann der Staatsanwalt ganz unerwartet die Anschuldigung: Die drei Weißen hätten ihm, John Nukwa, tags vorher fünfzig Pfund entwendet. Das lieferte ihn ans Messer. Seine Versuche, die Summe später auf 47 Pfund genauer zu bestimmen, fruchteten nichts. Die Geschworenen atmeten auf und sprachen mit angenehmer Sicherheit ihr Schuldig aus. Der strenge Richter war guter Laune, er drohte John die neunschwänzige Katze an, aber er verordnete sie nicht. John kam mit drei Jahren Zuchthaus davon, zu verbüßen bei harter Arbeit auf dem Wellenbrecher in Kapstadt.

Die Arbeit auf dem Wellenbrecher ist wirklich harte Arbeit, doch ist die Luft gesund und die Gesellschaft durch das Diamantengesetz im guten Sinne gemischt und deshalb besonders bildend. Mehr Gentlemen dieser Welt haben dort einmal dem Staate gedient

als sich irgendein Gutgläubiger je träumen lassen würde. John tat sein Tagewerk zuerst einem stumpfen Tier gleich wie jeder. Er stand auf, wann es ihm befohlen wurde, er aß, wann er gerufen wurde, er schlief, wann er durfte, und dazwischen bewegte er sich und gab seine Kraft aus, wie er mußte.

Die erzwungene Gleichförmigkeit ist eine wundervolle Ärztin. Eines Tages merkte John, daß die Gedanken frei bleiben, wenn einer auch noch so lange den Pickel führen und den Schubkarren drükken muß, und daß ihnen unendlich viel Zeit zur Verfügung steht. John ließ sie nicht umher fahren und nicht dem eigenen Kopfe weh tun, sondern Aasgeiern gleich mit ganz ruhigem, sicherm Flügelschlag glitten sie von ihm fort durch die Jahre voraus und umkreisten mit ewig wachen und scharfen Raubvogelaugen den Kral des Inncibi im fernen Transkei. „Hier ist das Geld, und er wird es mir geben, wenn ich wiederkomme. Wohl waren die Imishologu noch böse und mein Opfer nicht groß genug, deshalb bin ich hier, und deshalb wurden die Amajud nicht krank und starben nicht. Ich will einen Ochsen kaufen und dem hungrigen Großvater schlachten lassen, sobald mir der Inncibi das Geld gibt. Oder —," und dann hingen die gleitenden Gedanken rüttelnd in der Luft, immer noch den schmutzigen Vögeln gleich vor dem Niedersturz, „oder dieser Inncibi ist ein Hund, und er hat Ubuti

gemacht gegen mich. Dann wird er sterben. Dann werde ich seine Kehle aufschneiden. Dann werde ich seine Kehle sehr weit aufschneiden. Es wird gut sein, und vielleicht gefällt es den Imisholog u." Und gierigen Aasvögeln gleich begannen sich die Gedanken an dem Gefallenen zu mästen.

Nein, John quälte sich nicht auf dem Wellenbrecher, und außerdem lernte er sehr viel von der gemischten Gesellschaft. In den Minen vergingen die ersten Jahre seiner hohen Schule, auf dem Wellenbrecher verbrachte er die zweite Hälfte, das Leben gab ihm den Rest, den praktischen Schliff. Vom Kaffer, der in seine Decke gehüllt vor der Hütte liegt, in die Sonne blinzelnd, bis zum Lebenskünstler und nützlichen Mitgliede der menschlichen Gemeinwesen in unserem Sinn führt ein steiler Weg in die Höhe und ein wunderlicher Weg.

Nach zwei Jahren und neun Monaten wurde John aus dem Zuchthaus entlassen, seines ausgezeichneten Betragens wegen. Das Zeugnis, das man ihm mitgab, machte ihm große Freude. John wurde bis Butterworth befördert, dort meldete er sich ab nach Johannesburg. Er verließ Butterworth am Abend und blieb auf Kafferpfaden. Landstraßen sind Verräter und werden von der Polizei beritten. Weiße Menschen kümmern sich um so unsäglich vieles, das sie nichts angeht.

In der Nacht geschah, was geschehen mußte.

John erschien mit bedeutend geringerer Ehrfurcht als drei Jahre vorher an der Tür des Inncibi. Er setzte sich nicht wartend abseits nieder. Er klopfte den Inncibi ganz einfach aus dem Schlafe heraus. Der Inncibi wußte mancherlei, aber ihm fehlte doch Johns Lehrgang. Er war unklug genug, John zu versichern, er kenne ihn nicht, und priesterlich grob zu tun obendrein. Das besiegelte sein Schicksal. John sagte wenig, sondern handelte. Man fand den Inncibi am Morgen mit durchschnittener Kehle. Die Polizei suchte alle möglichen Spuren und fand keine. Unter den Farbigen regte sich niemand sonderlich auf; vor Ankunft der Weißen starb kaum je ein Intonga oder Inncibi anders als eines gewaltsamen Todes.

John war nicht unzufrieden, daß ihm das Begleichen seiner Rechnung mit dem Doktor so leicht von der Hand gegangen war; aber in seine Freude an der gelungenen Tat hinein störte ihn die unauslöschliche Erinnerung an das verlorene Geld und die Freiheit der drei Betrüger von Krankheit und Tod.

Ehe er Kei Road erreichte am Morgen, hatte ihm seine Phantasie einen neuen Weg gezeigt:

„Intonga und Inncibi taugen nichts, und die Imisһologu sind zu hungrig, aber ich brauche eine Hilfe. Ich werde den Inkosi der weißen Menschen probieren. Der Hottentott vom Groot Rivier hat mir auf dem Wellenbrecher erzählt, daß er immer

betete zum weißen Inkosi, bevor er Vieh stahl. Als er es einmal vergaß, fingen sie ihn. Dieser Inkosi muß stark sein, und er ist nicht teuer. Warum sind die weißen Menschen so stark? Es ist dieser Gott. Ich werde ihn versuchen, denn ich brauche mein Geld, und die Amajud müssen sterben. Ich will das Ubuti der Weißen lernen."

Auf dem Bahnhofe von Kei Road erkundigte er sich bei zwei Gaikas, die sein Vertrauen erweckten, nach der geeignetsten Missionsstation. Anstatt zu neuer anstrengender Arbeit in die Minen zu fahren, meldete er sich am selben Tage auf der Station.

Wenig ist zu sagen von seinen ersten Monaten dort. Ein Boy, der als Minenarbeiter seinem Aufseher Genüge getan und von Halbjahr zu Halbjahr höhern Lohn erhalten hat, ein Boy, dessen gutes Betragen besonders erwähnt ist in der Entlassungsurkunde des Zuchthauses, muß dem Herzen jedes weißen Mannes wohltun. So wie John Nukwa hatte noch kein bekehrter Heide auf dem Missionslande geschafft, keiner weniger Anlaß zur Klage gegeben. In den Bibelstunden war er nicht weniger aufmerksam und gelehrig, keiner sang besser in der Kirche, und keiner war demütiger in ihr. Der Missionar liebte John Nukwa, die Frau hatte ihn gern, die Kinder hingen an ihm. Jedem schwarzen Neuankömmling wurde er als Muster vorgehalten

und den anderen Missionaren und der Inspektion mit Stolz gezeigt. Selbst bei den Missionsschülern verstand John Nukwa sich in Ansehen zu setzen und den Neid sich fern zu halten. Die ganze Zeit hindurch aber trug er den gewaltigen Wunsch zur Rache tief im Herzen.

John Nukwas Gelegenheit kam, als der Missionar, ein offener Kopf, mit einer dankbaren Freude an allen menschlichen Lebensäußerungen mit ihm täglich eine halbe Stunde über die Sitten und Gebräuche der Kaffern zu reden begann. Der Missionar merkte bald, daß im rechten vorurteilslosen Anschauen und im Umschaffen aus diesen heraus für seinen Beruf eine viel größere Quelle der Kraft verborgen liege als im Ablehnen. Ihm wurden die Unterhaltungen immer lieber, obgleich sie das Bild seines Vorzugsschülers etwas weniger strahlend erscheinen ließen. Dafür verstand er ihn besser. John sah sein Ziel vor Augen und steuerte unentwegt darauf zu. Er meinte in den Hafen einzulaufen, als er an einem langen Winterabend bei Abwesenheit von des Missionars Frau und Kindern in dessen Studierstube sitzend vom Zauberer- und Hexenwahn seines Volkes zu reden begann. Der Missionar hörte nicht ohne Erschütterung zu. Johns Darstellung strotzte von Bildlichkeit, und zum ersten Male erkannte der Hörer, daß es sich hier wirklich um religiöse Äußerungen handle, viel mehr um den Glauben als um einen leicht zu er-

schütternden Aberglauben der Heiden. Die gedankenvolle Stille, nachdem John geendigt hatte, unterbrach schließlich der Missionar: „Du aber, mein Johannes, weißt dies alles anders und kennst eine freundlichere und liebreichere Welt!“ Da stand John langsam auf und hob die rechte Hand: „Ja, mein Vater, ich gehorche dem guten großen weißen Inkosi Jesu Christo.“ Danach trat er nahe an den Missionar und kauerte vor ihm nieder und sprach fiebrig schnell weiter: „Du bist mein Vater, du bist mein lieber Vater. Ich arbeite gut, dies weißt du. Nun lehre du mich das Ubuti der Christen, das starke Zaubermittel, das dieser Inkosi,“ er wies auf das Bild des Gekreuzigten, „den Abelungu gab.“ Dem Missionar schwamm es vor den Augen: „Herr du mein Gott, ist es dies? Ist das, was ich erreicht habe? Und bei ihm? Bei ihm?“ Dem Manne war halb zum Weinen und halb zum bittern Lachen, doch antwortete er ruhig: „Johannes, die Weißen haben kein Ubuti. Kein anderes Ubuti, als daß unser reiner Herr für uns gestorben ist. Kein anderes, als daß er uns gelehrt hat zu lieben und zu leiden. Und obgleich das Ubuti, wenn du es denn so nennen willst, jeder kennt, wer benutzt es?“ Er sah John ungeduldig werden. „Du glaubst mir nicht? Ach Johannes! Was hast du auf dem Herzen? Erzähle mir deine Geschichte!“ — „Wirst du mir dann helfen?“ fragte John nicht ohne leises Mißtrauen, „denn ich weiß, ihr habt ein starkes Ubuti. Ich sehe alles da. Ich sehe

die Schiffe, ich sehe die Bahn, ich sehe die Gewehre, und ich sehe, wie die Menschen in die Ferne sprechen und wie sie Licht machen mit einem Draht, und ich sehe, mein Vater, wie sie stehlen und Unrecht tun können, und niemand fängt sie." — „Was hast du auf dem Herzen?" wiederholte der Missionar. — „Willst du mir also helfen, mein Vater?" In Johns Stimme war ein Jubel. Der Missionar fühlte ihn heraus, aber er legte ihn noch einmal auf seine freundliche Weise aus. Er ergriff des Schwarzen Hand. „Ich will dir helfen, so sehr ich kann. Als wär' deine Klage meine Klage, als wär' deine Klage meines Sohnes Klage!" — „Schwörst du das, mein Vater?" — „Ich will es auch schwören, Johannes, wenn das dir mehr Ruhe gibt, aber du weißt ja, ich sage die Wahrheit."

Da erzählte John Nukwa seine Geschichte, und sie füllte des lauschenden Mannes Seele mit unendlicher Bitterkeit. „Nun gib das Ubuti!" endigte John. Er erhob sich, und es war nicht angenehm, ihn anzusehen. Der Missionar rang schwer mit sich. „Gib mir das Ubuti. Diese Amajud dürfen mein Geld nicht behalten. Diese Amajud dürfen nicht lachen und gesund sein. Diese Amajud sind nicht Christen. Gib mir jetzt schnell das Ubuti!" — „Johannes," sagte der Missionar langsam, „Johannes, mein armer Bruder. Man hat dir sehr übel mitgespielt, sehr übel. Aber Johannes, du hast Gott vorgegriffen und hast die Rache in die eigene Hand

genommen. Du hast Menschenblut vergossen. Geh hin und überliefere dich den Gerichten, ich werde alles tun, was sich für dich tun läßt. Was kommt, wollen wir zusammen tragen. Geh hin, Johannes, geh hin. Es ist entsetzlich. Wir wollen versuchen zu beten, Johannes, komm." Da hob John Nukwa drohend den Finger: „Du gibst mir das Ubuti nicht? Hüte dich, Umlungu!" und er schritt hinaus.

An einem der nächsten Tage ward der Missionar früh morgens in seinem Studierzimmer tot aufgefunden. Eine Wunde war nicht an ihm. Er lehnte über seinem Schreibtisch, wo er wohl gerade einen Brief an seine Frau beginnen wollte, man entdeckte den adressierten Umschlag, von einem Briefe aber war keine Spur. Die Leichenuntersuchung geschah sehr eilig durch Amtsbrüder. Man gab als Todesursache einen Schlaganfall an. Vielleicht fürchtete man bei allzu tiefem Eindringen auf ein Ärgernis zu stoßen. Die vertraulichen Aussagen Johns wenigstens, mit dem erwiesenermaßen der Missionar in den Tagen vor seinem Sterben sehr viel gesprochen hatte, deuteten nur allzu deutlich auf einen Selbstmord hin.

Beim Leichenbegängnis sang John sehr schön und brachte es selbst fertig, ganz echt zu weinen. Jeder weiß, daß dies sehr schwer ist für einen Kaffer. Wie das Grab sich schloß, dachte John: „Dies ist gut. Dieser Umlungu war gefährlich, aber er

wird mir nun keinen Streich spielen wie der Inncibi, auch scheint mir dies wie eine Rache an seinem Bruder, dem Agenten, und an den drei Juden. Ich werde mein Geld nicht zurückbekommen. Es gibt wirklich kein rechtes Ubuti bei irgend jemand." Als ihm die Amtsbrüder des Verstorbenen darauf für etliche Tage die Leitung der Station in die Hände gaben, wurde es ihm völlig klar: „Nein, es gibt kein Ubuti, und auch die Abelungu sind dumm und scheinen oft nur stark." Nach Einzug des neuen Missionars aber ging John Nukwa doch fort, um die Geister der Toten nicht unnötig herauszufordern, denn einmal konnten sie doch unbequem werden.

John Nukwa sitzt heute in der Stadt Johannesburg. Er ist ein sehr guter Arbeiter, er verdient ein hübsches Stück Geld. Er geht fleißig in die Kirche, er hat ein Weib, eine schwarze Christin, die ihn nichts gekostet hat. Er ist glücklich und hat keinen Haß mehr auf den Agenten und auf die Buchmacher. Ihre Rechnung scheint ihm eben beglichen. Sollte ihn selbst das Schicksal einmal fassen, unwahrscheinlich genug ist es, so wird er klaglos sterben. Denn obgleich sein Gewissen ruhig ist, begreiflich ist ihm schon, daß auch die Imishologu seiner beiden Toten für sich Sühne verlangen dürfen. Aber das ist deren Rechnung, warum soll er sich damit quälen? Wer kann's auch ändern?

Was kommen muß, kommt. Nein, John Nukwa ist ein sehr guter Boy und ein Muster, und er hat schon in Missionsblättern geschrieben, und die schreiben von ihm, vom schwarzen Bruder John Nukwa.

„Mordenaars Graf“

Wer von Barkly den Richtpfad reitet nach Maclear zu, der sattelt gegen Mittag, wenn er bei Sonnenaufgang zu Pferd gestiegen ist und zur weißen Rasse gehört, an einer Stelle ab, die den Hin- und Herziehenden bekannt ist unter dem Namen „Mordenaars Graf". Basutos, Kaffern, Hottentotten und Bastards scheuen den Platz, und doch hat wohl einer von ihnen der Stätte den Namen gegeben vor vielen Jahren und vielen Tagen. Wie Südafrika ist, unbedenklich und unempfindsam, bleibt der erste beste oder erste schlimmste Name haften, genug, daß er zu einer Zeit bezeichnend schien. Kommende Geschlechter werden hinter diesen Namen viel Alltagsleid und Alltagsfreude, viel stilles Heldentum und einsames Märtyrertum und ebensoviel Erbärmlichkeit entdecken. Das weiße Volk der Gegenwart gebraucht sie gedankenlos. In dem lichthellen, schnellebigen Lande spähen alle Augen voraus. Die Toten sind tot, so tot wie nirgendwo anders.

Vielleicht sind nicht zehn unter den rund fünfhundert weißen Männern, die im Jahr da oben im baumlosen, schroffen Bergland den Sattelgurt lösen und bei einer Pfeife Magaliesberg oder Pondotabak ruhen, während ihr Pferd emsig das kurze Gras abknabbert, denen „Mordenaars Graf", das Mördergrab, mehr bedeutet als eines Wortes leerer Schall. Fünf von den zehn mögen die Geschichte kennen, wenn Fragen sie aus ihrer Erinnerung

lösen, während die fünf andern nur achselzuckend den fast senkrechten Hang hinunterweisen auf einen kleinen Fleck, den ein kümmerlicher Busch bemerkbar macht, und der bei näherm Zusehen eingefriedigt zu sein scheint. Nicht einer von den Reisenden aber wird es sich träumen lassen, hinunterzuklettern und sich den Fleck anzusehen, auch wenn das mit geringerer Gefahr für Leib und Leben geschehen könnte. Von der Ebene freilich, die meilen- und meilenweit sich vor den Blicken des in der Höhe Ruhenden auftut, von Ost-Griqualand muß der Zugang leicht sein. Aber wer anders kommt von daher zu den Bergfarmen, die längst verlassen sind, als die zu einer Zeit des Jahres wandernden Schafherden aus der alten Kolonie mit ihren schwarzen Hirten und dann und wann ein eiliger junger Bauer, der den Hirten nachsieht?

Frieden hat der, der da ruht, und auf dessen kaum zugerichtetem Grabstein, roh eingehauen und eingekratzt und schwer leserlich der zornige harte Rechtsspruch des alten Bundes steht: „Breuk voor breuk, oog voor oog, tand voor tand; gelijk as hij een gebreek eenen mensch zal aangebragt hebben, zoo zal ook hem aangebragt worden."

Sie waren ein altes Afrikander-Hugenotten-Geschlecht, die de Savoye, nicht von der erstaunlichen Fruchtbarkeit der andern Familien, die das Register alter Kap-Familien aufführt. So geschah es, daß

es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur noch auf vier Augen stand, Charles de Savoye, dem Vater, der sich Karel nannte, und Dirk, seinem vierzehnjährigen Sohn. Karel hatte mit dreißig Jahren, spät für einen seines Volkes, geheiratet. Sieben Jahre danach war seine feine, frohe, kleine Frau gestorben. Noch im Trauerjahr wohl hatte Karel sein altes Vatererbe im freundlichen Paarl verkauft, war mit seinem Kinde und zwei alten Hottentottendienern auf den Ochsenwagen gestiegen und, Menschen meidend, hinaufgezogen an den Drakensberg. Die Leute im Paarl schüttelten die Köpfe zu Karels Tun, Rede und Antwort stand er ihnen nicht. Mag sein, daß er aus Gram die Stätte alten Glückes floh, mag sein, daß er beizeiten den zunächst versteckten Versuchen von Basen und Tanten', ihn wieder zu verheiraten — das geht schnell, wo die Toten so sehr tot sind — ausweichen wollte.

Den Ausläufern des Drakenbergs folgend, war er schließlich nach dem Teile des Kaffernlandes gekommen, der nun Ost-Griqualand heißt, und hatte sich dort unter den Bergen und in den Bergen festgesetzt, hatte ein Haus gebaut und etwas Ackerwirtschaft und Schafzucht angefangen.

Sehr einsam und menschenfern war seine neue Heimat, nicht einmal Tembus siedelten in der Nähe, und bis auf das Bellen der Paviane an den Bergabhängen lag Grabesstille über ihr, als er sein Reich

antrat, aber wasserreich war die Gegend und das Veldt gut.

Bis zu des Knaben zehntem Jahre behielt Karel Dirk bei sich auf dem abgeschiedenen Platze. Da muß es dann über den sonderlichen, den Umständen nach selbst wohlunterrichteten Mann gekommen sein, daß das ein Unrecht sei an dem Kinde. Eines Tages beratschlagte er mit ihm in seiner trockenen Weise.

„Bur sollst du nicht werden, Dirk!"

„Nein, Vater!"

„Du mußt etwas lernen, Dirk, um mehr zu sein als die Farbigen."

„Ja, Vater."

„Du mußt zu Menschen."

„Ja."

„Was willst du werden, Dirk, Doktor oder Advokat?"

Der Junge starrte ihn an.

„Der Großvater, deiner Mutter Vater, war Doktor, ich denke, das ist der rechte Plan."

„Ja, Doktor, Vater!"

Weder Doktoren noch Advokaten hatte das Kind je gesehen, kaum die Bezeichnungen gehört, aber wenn der Vater etwas in Verbindung mit der auch fast unverständlichen Gestalt der toten Mutter nannte, was so selten geschah, dann mußte es etwas gar Gutes sein.

„Wer Doktor wird, muß erst in Kapstadt lernen,

und dann in Holland." Der Satz kam dem Sprecher langsam und schwerfällig von den Lippen, und dem Kinde tat das Herz weh, denn das wußte es, Kapstadt war sehr weit.

„Vielleicht — vielleicht kannst du erst in Aliwal Noord lernen!"

„Ja, Vater, ja, in Aliwal Noord."

Dirk kam nach Aliwal Noord. Der Vater selbst brachte ihn hin und fand Kost und Wohnung beim Predikanten. Als Vater und Sohn auseinandergingen, gaben sie sich lose die Hand.

„All tot beste, Dirk!"

„Alles zum besten, Vater!"

Aber sobald der Vater außer Sehweite war, suchte sich der Junge eine verborgene Stelle und weinte, und er weinte viele Nächte in sein Kissen hinein. Und sobald der Mann die Stadt hinter sich hatte, ließ er die Zügel fahren und vergrub den Kopf in beide Hände, und seine Pferde gingen langsam und sachte, die jungen frischen Pferde. Und mehr als zwei Wochen lang führten die Hottentotten auf der Bergfarm ein Herrenleben vor des Meisters Augen, bis Klaas, der Sohn des alten Jantje, aus lauter Sehnsucht, einmal wieder einen Herrn zu spüren, vor ihm einer trächtigen Kuh, die sich langsam bewegte, in die Weichen trat.

Da fuhr der Zorn in Karel, und er wurde, was er gewesen war, und die Diener erzählten sich, er

sei ein strenger Baas, und lobten ihn untereinander im gleichen Atem, und nur Jantje, der viel erlebt hatte auf seine Art, wagte demütig ihn zu fragen nach dem Kleinbaasje Dirk, aber er hörte jedesmal eine kurze Antwort.

Jahre kamen und gingen; was ihre Gleichförmigkeit unterbrach, waren die Besuche des Jungen in den Ferien. Jantje holte ihn stets ab aus der Stadt. Wurde es dann Zeit, daß die Karre wieder erschien mit den zwei weißen Hengsten, so sattelte Karel sein Pferd selber, lange vor Sonnenaufgang, während die braunen und schwarzen Knechte noch schliefen. Und die Hirtenjungen erzählten, im Frühlicht habe der Baas oben auf der höchsten Platte, dem Uitkijk, gestanden, und habe ein Rohr vor das Gesicht gehalten. Blieb die Karre aus an dem Tage, so kehrte er nicht wieder heim vor fallender Nacht und zeigte sich scharfäugiger und strenger bei dem Rundgang durch Stall und Krale als je. Erschien aber der Wagen rechtzeitig in Sichtweite des Hauses, so war er ebenso sicher längst zurückgekommen und trat erst mit ruhigem Gruße auf die Stoep hinaus, wenn das Rollen der Räder und der Hufschlag schwiegen und Jantje und Klaas den Koffer abschnallten.

Das Kind, dessen Herz schier übervoll geworden war vor Sehnsucht in den langen Monaten in der Fremde, und das Jantje zugejauchzt hatte und ihn vor lauter Fragen nicht schlafen ließ beim nächt-

lichen Ausspann, schritt dann übermäßig ernst und fast zögernd auf den Vater zu, fragte nach seinem Ergehen und berichtete über Zustand des Weges und die Leistung der Hengste auf der Fahrt.

Wäre nicht ein seltsames Leuchten gewesen in beider Augen von der ersten gemeinsamen, einsilbigen Mahlzeit an durch all die Tage des Zusammenseins, ein Beobachter hätte meinen können, die Menschen, Vater und Sohn, seien von Stein. Jantje sah das Leuchten und plapperte glücklich und wurde freilich in diesen Wochen nicht zurückgewiesen. Sie selbst merkten es aneinander nicht und trugen schwer und ängstlich an ihrem großen scheuen Gefühl, wie denn bei Vater und Sohn der Vers des Liedes von den Königskindern zuweilen wahr ist:

> Sie konnten beisammen nicht kommen,
> Das Wasser war viel zu tief.

In solche Besuchszeit fiel Dirks vierzehnter Geburtstag. Mehr als sonst hatten die Augen geglänzt bei diesem Zusammensein, mehr als sonst suchte der Mann Gründe, sich durch das Geschäft des Tages seltener von dem Sohne trennen zu lassen, und weniger als sonst folgte das Kind dem natürlichen Hange, sich auszutoben in der heimatlichen Freiheit. Scheuer als je waren beider Herzen. Die eigentliche Ursache berührten sie kaum in ihren ruhigen Gesprächen. Dirk hatte die Schule in Ali-

wal zu Ende besucht und stand vor der Fahrt nach Kapstadt. Was vorher eine Trennung auf Monate war, mußte nun eine Trennung auf Jahre werden.

Am Vorabend des Geburtstages sagte Karel: „Dirk, es sind viele wilde Bienen in den Bergen. Ich will hinaufgehen mit dir morgen, und wir werden Honig sammeln. Jantje kann mit uns gehen.“ Im stillen dachte er: „Es wird dem Jungen Freude machen, denn das hat er doch von klein auf gern getan.“

Dirk antwortete: „Ja, Vater, wenn es dir recht ist, wollen wir gehen,“ und er war sehr froh. Schon lange war er nicht herumgestreift und -gestiegen in den Bergen hinter dem klugen Honigvogel her, und nie war's gewesen mit dem ernsten Vater. Aber er verbarg die Freude und lachte und erzählte ihm nur im Traume davon, wie er sich freute, mit ihm ziehen zu dürfen. Und was zu dem Traumbild gesprochen ward, hörte der Mann nicht. Es hätte ihm später gar wohl getan.

Wo ist ein Mensch, der hineinwandert oder -reitet in einen südafrikanischen Sommermorgen, der, so schwer seine Seele sei, nicht Flügel fände für sie und nicht dankbar wäre seinen Erzeugern? Karel lachte das Herz, und Jugend und Kraft war in seinem Gang, als er ausschritt, den Jungen neben sich, und der plauderte unaufhörlich nach rückwärts

mit Jantje und fühlte sich recht als Geburtstagskind.

Einmal fuhr es Karel an: „Wenn er so mit dir schwätzte, wenn er weniger Respekt hätte!“ und er blieb stehen und sah den Jungen an.

Der erwiderte fragend den Blick: „Befiehlt der Vater etwas?“

„Nein, komm nur!“ und Karel sprach nicht aus: „Wenn du älter bist, wenn du wiederkommst von Kapstadt, wollen wir rechte Freunde werden, heute kann ich dir's noch nicht sagen, dann werden wir viel zusammen gehen und über alles reden.“

Nach ein paar Stunden waren die drei an der Arbeit an den Hängen, aber das Glück war ihnen wenig hold. Drei Nester hintereinander fanden sie ohne Honig. Das stachelte den Eifer des Jungen an, und sie stiegen höher und höher, und auf einmal flötete ein Honigvogel vor ihnen; dem folgten sie, so gut sie konnten, wie er vorwärtsflatterte und lockend zurückkam, immer emsig weisend, nur auf seine Beute bedacht. Dem Manne wurden die Glieder schwer, aber dem Jungen, der so frisch kletterte, dem sollte die Siegerlust des Findens nicht genommen sein, und da stand ja auch der Vogel oder hing rüttelnd in der Luft unter dem Rande der steilen Wand.

Kein Bauer und kein Farbiger in den Bergen kennt Schwindel, schwindlig werden die Stadtleute, doch schloß Karel die Augen ganz schnell, ganz kurz,

und es war ihm, als frage eine warnende Stimme aus der Luft: „Weißt du, daß die Wand viele hundert Fuß steil abfällt in den Fluß?“ Fast hätte er, die Augen wieder aufreißend, laut geantwortet: „Daran hab' ich nie gedacht!“ Und ohne allzuviel Besorgnis rief er dem Sohne zu: „Es nützt nichts, Dirk, dort können wir nicht dran, laß sein!“

Der aber gehorchte nicht, glaubte vielleicht nicht einmal, daß das ein Befehl war, und rief nur kurz zurück: „Wir müssen's versuchen, Vater.“

Und dann — Gott, es geschah alles zusammen ganz plötzlich, der Junge lief weiter am Rande über der Wand, er beugte sich und war fort, etwas Staub fuhr auf, Steine knatterten, Jantje schrie . . .

Gleich darauf lag Karel neben Jantje flach auf der Erde über dem Abgrund und starrte hinunter auf jenen entsetzlich kleinen Felsvorsprung tief unter ihnen, und Jantje hatte die sehnige Hand in des Herren linke Achsel verkrallt und wiederholte stoßweise immerfort die paar Worte: „Mein Baas, mein Baas, o, mein lieber Baas!“

Karel fuhr nach der Hand und löste sie los mit Gewalt, und er hörte sich reden mit ganz fremder, eiskalter Stimme: „Lauf Kerl, hol' sie alle, die Boys, hol' die lange Wagenkette, jeden Riemen, und Branntwein, vergiß den Branntwein nicht. Lauf', lauft alle, wenn euch das Leben lieb ist!“ und da er sprach, erstaunte er, wie das so ruhig klang, wo er

doch schon wußte, daß alle Riemen auf der Bergfarm zusammen nicht hinunterreichen würden.

Es wurde still oben über der Wand. Der Vater lag wieder und sah hinab auf sein Kind, wie's da hing auf der Klippe mit geschlossenen Lidern, vielleicht tot, sicher mit gebrochenen Gliedern und sicher den Tod unter sich und ihm geweiht. Wie die Augen ihm brannten, wie gern er selbst sie geschlossen hätte vor dem Furchtbaren, nur einmal geschlossen, aber unterdes mochte der Junge sich bewegen und weiterstürzen, und immer stärker wurde die Vorstellung in ihm: „Deine Blicke halten ihn fest, so lange du ihn ansiehst, so lange ist er sicher."

Wer sprach da hinter ihm, so häßlich, so grauenvoll häßlich: „Karel, dein Sohn ist tot." Fast hätte er sich herumgeworfen auf den Lügner, auf den Schurken: aber nein, hinsehen, immer hinsehen, laß den schwätzen sein erbärmliches Geschwätz. Ich will's nicht hören. — Wenn Jantje nur käme! Jantje und die andern. Wenn's nur nicht so still wäre! — Besser still, als wenn der dahinten spricht. — Ob Dirk den hört? Ich will mit Dirk reden, ich selbst, aber vorsichtig, sehr vorsichtig.

Und nun die ersten vernehmlichen Worte über der heißen Wand, wunderbar weich dafür, daß sie aus Manneskehle kamen, wunderbar wohlklingend aus einer Brust, in der die Seele rang in entsetzlicher Pein: „Mein Junge, mein lieber Junge, du mußt nicht erschrecken. Ich spreche zu dir, ich, dein

Vater. Du mußt stille liegen, Dirk, ganz stille. Wir holen dich, Dirk. Es geht ganz leicht. Dann trage ich dich, Dirk, und wir bleiben zu Hause, bis du wieder gesund bist. Wir können dann reiten, Dirk, oder schießen. Nur zusammen wollen wir bleiben, denn nun bist du groß, und ich kann dir soviel erzählen. Und Kapstadt, Dirk, ich denke, ich gehe mit dir, nicht wahr, mein Junge? Du wirst keine Angst haben vor mir. Ich will dein bester Freund sein, Dirk, denn du und ich, wir haben doch nur uns beide."

Er schwieg und dachte: Was sage ich ihm noch? Und dann kam's unwillkürlich und plötzlich von seinen Lippen: „Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen. Daß sie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest."

Aber als die Gedanken wieder bei seinen Worten waren, brach er erschreckt ab. Psalmen sagt man bei den Toten und den Schwerkranken. Wenn der Junge mich hört, mag er meinen, er müsse sterben. Zudem ist das gar nicht wahr. Wo waren denn die Schutzengel? Das heißt, ich will's nicht gedacht haben, lieber Gott, ach nein, du bist nicht zornig, du siehst doch selbst, du verstehst doch gewiß. Wahr ist ja auch nicht, daß wir ihn holen können. Ich allein, ich halte ihn fest mit meinen Blicken. Oder Engel, dennoch Engel? — Aber ich muß zu ihm sprechen, muß sprechen. Was sagt man nur zu einem Kinde? — Ich, ich finde nichts, gar nichts.

Er stöhnte und begann wieder flüsternd: „Dirk, damals, als deine Mutter ...“ Das kann man doch nicht dem Jungen erzählen. Das nicht. Wenn überhaupt sie dies sähe, sie! Nun ist gut, daß sie tot ist, daß du tot bist, Maria.

Schwere Tränen tropften ihm aus den Augen. Er wischte schnell mit der einen Hand. Wenn die auf ihn fielen, gütiger Gott, dann wußte der Junge, daß er verloren war. „Nein, Dirk, nein. Das ist alles Unsinn. Ich lache, Dirk. Ich halte dich, ich halte dich immerfort. Wie ist wohl die eine Geschichte, die du als Kind so gern hörtest, die Jantje dir immer erzählte? Ja, der Schakal und der Elefant, die gingen einmal, gingen einmal ...“ Er stockte, er fand nicht weiter. „Der Schakal und der Elefant, die gingen einmal, einmal zusammen ... Dirk, ich weiß nicht weiter. Ich weiß gar keine Geschichten, Dirk. Wenn Jantje kommt, der soll erzählen. — Hörst du mich denn, Dirk? Hörst du mich? Dirk, Dirk, Dirk — mein Junge! Dirk! —“

„Nein, nein, er hört nicht, vielleicht, vielleicht —?“ Und es ward wieder still über der heißen Wand, nur öfter tropften die Tränen, und öfter fuhr die unwillige Manneshand ans Auge. Gar nicht mehr denken konnte er, aber die Farbigen, die hörte er, lange bevor sie kamen, die bergauf Hastenden und Keuchenden.

Als sie endlich da waren mit Kette und Riemen und allem Möglichen und Unmöglichen, entsetzt

8*

und schwer atmend, da hob er nach dem voraneilenden Jantje hin den Arm: „Leise, leise, ich glaube, er atmet."

Jantje, der Hottentott, der nun neben ihm stand und niederschaute, sagte: „Ja, Baas."

Da schloß Karel die Lider, und hätte Jantje nicht zugegriffen, der Vater wäre dem Sohne nachgestürzt.

Wenn Farbige arbeiten wollen, können sie arbeiten, sogar ohne Singsang und ohne Geplapper. Die fünf braunen und schwarzen Männer da oben griffen zu und knoteten und schlangen und schielten selten auf den Baas, der halb saß, halb lag, wie Jantje ihn niedergelassen hatte, ganz erschöpft oder ohnmächtig.

Als das lange Seil und Riemen und Riemenzeug beieinander waren, griff Jantje als erster nach der Endschlinge. Die fünf traten zum Rande, Klaas schüttelte den Kopf: „Nooit!" „Nee, nee, nee," flüsterten drei andere Stimmen. „Ons moet dit darom perbier," sagte Jantje, „gebt mir den Branntwein." Er trank einen Schluck, barg die Flasche im Hemd. „Nun!"

Jantje hatte seinen gefährlichen Abstieg begonnen, und den Zurückbleibenden spannten sich die Muskeln am Körper, und der Schweiß machte ihre Haut glänzend.

Nach einer Weile rief Klaas, der vorderste, hinunter: „T'is all nu," und rückwärts gewandt: „das reicht kaum halb! Setzt euch."

Die Männer taten, wie er ihnen hieß. Sie brauchten eine kurze Rast, und nun, da der Abstieg zu Ende war, war das Halten leichter.

Karel mußte die Worte verstanden haben, denn er stand auf und trat zu Klaas, der fuhr zusammen und wagte nicht, ihn anzusehen. „Es langt nicht?"

„Nein, Baas."

„Was tust du, Jantje?"

Der antwortete nicht, starrte nur auf das Kind.

„Jantje will zurück. Wir müssen anziehen."

Die Farbigen erhoben sich. Karel arbeitete mit ihnen. Welch große Kraft der Baas hatte.

Jantjes faltiges Gesicht erschien, müde, mit verzogenem Munde und verbissenen Zähnen. Karel riß ihn herauf an der Hand.

„T'is jammer, Baas," es klang winselnd.

Karel schien das nicht zu merken. „Der Kleinbaas lebt, Jantje?"

„Baas, ich habe lange hingesehen, da ist Leben," er zeigte auf das Herz.

„Kann man Branntwein hinunterlassen und Kost?"

„Ich glaube nicht, Baas."

„Hört er, Jantje?"

„Nein, Baas, er schläft da!" Jantje wies auf den Kopf.

„Ruht aus denn, ich will hinunter."

Jantje zitterte und suchte dem Baas zu widersprechen. Es war schwer, jetzt, wo er wieder so

hart und stark war, so eisern ruhig, als handle sich's um nichts anderes, als ein abgestürztes Schaf. Aber dann brachte er es doch heraus, ganz schnell: „Wenn Baas — ich meine, wenn Baas sich — wenn Baas etwas geschieht!"

Karel sah ihn an, daß Jantje sich duckte, und der Hochmut der Herrenrasse war in seiner Stimme: „Glaubst du, ich ließe meines Kindes Leben in eurer Hand? Voran!"

Karel wurde hinuntergelassen. Länger als Jantje blieb er. Einmal schien er zu flüstern nach unten hin. Die Diener waren der Erschöpfung nahe, als er das Zeichen gab zur Rückkehr. Sie zogen schlecht, und unendlich langsam ging der Aufstieg vonstatten.

Er wird sehr zornig sein! dachten die Hottentotten, dazu flatterte der Honigvogel wieder lockend über ihnen, wieder Beute erhoffend. Jantje hätte ihn gern vertrieben, aber er konnte nicht loslassen.

Da war der Herr endlich, die Farbigen krochen in sich zusammen. Er sah nicht nach ihnen, preßte nur im Selbstgespräch heraus, während er sich losband: „Die Glut auf der Wand, die entsetzliche Glut!"

Sein Blick fiel auf den Vogel, der sich nahe gesetzt hatte, noch lockend. Er beugte sich blitzschnell und es schien, als wolle er einen Stein greifen zum Wurfe. Aber noch ehe er den Stein gefaßt hatte, schnellte sein Körper zurück. „Jantje!"

„Baas."

„Du bleibst hier, das Seil bleibt. Die andern kommen mit mir!"

„Ja, Baas."

„Und —," aber er sprach nicht weiter, sondern eilte fort.

Stundenlang saß der Hottentott wartend und seinen Kleinbaas beobachtend. Er sah Karel zu Pferd durch die Ebene jagen, sah ihn halten und abspringen, eindringen durch das Tal, arbeiten durch Geröll und Wasser, bis er eine Stelle gefunden hatte unter der Wand, sah ihn dann da klettern und rutschen und klettern und fallen und schließlich umkehren.

„Der Baas ist wie ein wildes Tier im Käfig. Aber es nützt nichts, es nützt gar nichts."

Und am Himmel sah er erst einen Punkt herankommen und einen andern und einen dritten und dann viele. Er wußte, was das war, lange bevor er das grelle Weiß und tiefe Schwarz des Gefieders unterscheiden konnte, lange bevor die gierigen Schreie über ihm gellten, während die Vögel kreisten.

Es schüttelte ihn, er kam in ohnmächtige Wut und drohte hinauf. „Ye verdomde Duivels, ek sell ye doodmaak, ek sell sekerlik. Aber es nützt nichts, es nützt gar nichts." Die Sonne sank, es wurde kühler.

„Allemagte, sieh doch, der Kleinbaas öffnet die Augen und stöhnt, er — er will sprechen! Wart', Kleinbaasje, wart', Kleinbaasje Dirk, ich komme, ich will hören, gut hören, ich bin ja hier!"

„Wenn jetzt der Baas käme, er könnte halten, er." Jantje fuhr umher. Nirgends eine Stelle, das Seil festzumachen, um sich hinunterlassen zu können, um näher zu sein dem Kinde, um zu hören, wenn es wirklich sprechen wollte oder konnte.

Schon verzweifelte er, da kam Karel, langsam, stolpernd, und trug etwas, das er hinter dem Rücken verborgen hielt und schnell und scheu niederlegte, als er Jantjes Blicken begegnete.

„Baas, Baas! Lauf'! Der Kleinbaas sieht und will sprechen!"

„Sprechen?" Karel sprang heran.

„Hier, schling's um, lieg nieder, du kannst mich vielleicht halten, Baas, ich dich nicht."

Karel gehorchte, und Jantje glitt, Gefahr und Risse verachtend, hinab.

Karel hörte flüstern und verstand und fragte nicht, als Jantje ächzend wiederkam.

„Baas . . ."

„Ja . . ."

„Baas, er bittet . . ."

Karel sah fort.

„Er bittet, du, du sollst — schießen — Baas —, wenn du ihn lieb hast."

Es wurde dunkel und wieder hell durch den aufgehenden Mond. Jantje starrte vor sich hin. Irgendwo hinter ihm regte sich etwas. „Baas, du bist hier?"

Niemand antwortete, der Hottentott wagte nicht, sich umzusehen und fuhr heiser fort: „Baas, er hat Schmerzen. Baas, da oben waren schon die Aasvögel. Baas, ich will es tun, wenn du's nicht kannst, denn du bist sein Vater." Nun schielte er zurück und hob die Hände: „Baas!"

Jemand erhob sich und trat heran, und der zitternde Diener hörte des Herrn Stimme — ohne Zorn und Erregung, aber Gehorsam heischend: „Geh nach Hause, Jantje, und schweig, du weißt nicht, was du sprichst."

Da warf Jantje einen letzten Blick hinunter auf das Kind und ging.

Als seine Schritte verklungen waren, schlich Karel scheu und alles Geräusch vermeidend nach der Stelle hin, wo er vorher die Büchse verborgen hatte beim Erblicken Jantjes. „Nein, ich will nicht, ich will nicht."

Fast mit Ekel wandte er sich ab, um dann immerfort murmelnd doch das Gewehr aufzuheben. „Jetzt kann er gewiß nicht mehr sprechen."

„Vielleicht" — er schrak auf, horchend — „vielleicht ist er schon gestürzt." Er lief zurück mit der Büchse.

„Dirk, Dirk, hör' noch einmal, ich darf's nicht tun. Ich darf nicht, wenn ich's auch könnte, wenn ich auch wollte. Sprich doch, Dirk, sprich doch. Aber nicht das!"

Er faltete plötzlich seine Hände über dem Ge-

wehr: „Allmächtiger, du hast ihn fallen lassen, nun bitte ich dich um das eine einzige, laß ihn noch einmal reden!“ Er lauschte gespannt und merkte wie ein furchtbarer Haß wuchs in ihm gegen das grausame Geheimnis dort oben über Mond und Sternen.

Da, war das Täuschung, oder — oder flüsterte das Kind an der Wand herauf? Was immer es war, seine Ohren fingen deutlich die klagenden Worte auf: „Jantje, tu du's. Ich hab' Schmerzen. Ich verdurste. Ich fürchte mich vor den Aasvögeln, die wollen mein Fleisch. Tu du's, denn er hat mich nicht lieb, er hat mich nie lieb gehabt!“

Karel schrie auf, schrie, daß es gellte von Berg und Wand: „Nein, Dirk, nein, das ist nicht wahr. Ich hab' dich lieb, Dirk, ich, nur ich. Ich will es tun, Dirk, weil ich dich so sehr lieb habe.“

Und der Mond sah, wie Karel de Savoye sich niederließ auf ein Knie, wie er zielte, ruhig und sicher, und wie er seines Sohnes Herz traf aus Liebe, und um ihn zu retten von schwerer Pein und entsetzlicher letzter Not.

Und der Mond sah des Kindes Gestalt verschwinden von der Wand und sah den Vater niedersteigen und schließlich einen Leichnam, einen armen blutigen Leib, küssen.

Ehe es aber Morgen ward, hatte Karel de Savoye einsam und allein seines Sohnes Grab gegraben und hatte ihn hineingelegt.

Ein paar Tage später stand er in Aliwal Noord vor dem Landdrost und bezichtigte sich des Mordes. Mit unsäglicher Mühe entrang ihm der Beamte die Angabe der nähern Umstände. Davon, daß er einer plötzlichen Eingebung gefolgt sei, der qualvollen Bitte seines Sohnes gehorchend, wollte der Selbstankläger nichts wissen. Er betonte im Gegenteil mit Nachdruck, ja, fast mit Heftigkeit, die besonders hervorstach bei seiner sonst zur Schau getragenen fast übermenschlichen und sicher unmenschlichen Kühle, daß er den Beschluß zur Tat schon gefaßt habe bei seinem ersten mißglückten Versuche, zu seinem Sohne zu gelangen, und sobald es bei ihm feststand, daß das Kind noch lebe.

Dem Beamten blieb nichts übrig, als die Sache nach der Voruntersuchung an Geschworene und Richter zu verweisen. Die Entlassung in die Freiheit in der Zwischenzeit nahm Karel de Savoye nicht an. Die Besuche des Geistlichen seiner Religionsgemeinschaft, der Dirks Pflegevater gewesen war, wies er mit Entschiedenheit ab.

Am Tage seines Prozesses versuchte er mit allen Mitteln, einen Wahrspruch gegen sich zuwege zu bringen, aber die neun Männer, „gut und wahr", wie sie das Gesetz nennt, verneinten vor offenem Gerichte jede Schuldfrage. Der Richter entließ Karel mit dem an solcher Stelle seltenen Wunsche: Möge der Himmel einem tapfern Manne helfen!

Müde und ganz verstört ritt Karel zurück auf die

Bergfarm. Kurz hinter ihm drein fuhr der Predikant. Karel war daheim, als er kam, und nahm ihn wohl oder übel auf. Nach ein paar fruchtlosen Versuchen gelang es dem Pfarrer, seinen Mann zu stellen. Nach Lage der Umstände und seinem Verständnis des verschlossenen und fluchtbereiten Menschen vor ihm, ging er gerade auf seinen Punkt los: daß Karel eine schwere Sünde begangen habe, wisse er selber, habe er sich doch deshalb dem Gericht gestellt, deshalb auf eine Verurteilung gedrungen. Eine solche aber sei eine Entsühnung vor den Menschen und nicht vor Gott. Mit Gott allein habe er zu tun, denn so Trauriges der Herr über ihn verhängt habe, er habe eigenmächtig eingegriffen in dessen unerforschlichen Ratschluß. Noch weniger Sühne aber läge in der Verzweiflung. Gott sähe das Herz an, und wolle Karel nur etwas Vertrauen fassen zu Gottes Güte und sich ihm anbefehlen, so würde bei Pflichterfüllung, Demut und Glauben die Verzeihung und aller Frieden ihm teilhaftig werden. Nicht an den verlorenen Knaben solle er sich hängen, sondern an das selige Kind im Himmel.

Karel ließ ihn ausreden, um dann kühl und ruhig zu antworten: Von Sünde wisse er nichts, nichts von Barmherzigkeit, nichts von Liebe, nichts von Gnade. Die Begriffe seien ihm abhanden gekommen und hätten sich in seines Kindes Schicksal als Trug erwiesen. Dem verlorenen Sohne jammere

er nicht mehr nach, der habe den Frieden des Grabes, einen Gott kenne er nicht mehr. Aber wenn kein Gott über den Wolken regiere oder gar ein erbärmlicher, grausamer Spieler, dann müsse auf Erden erst recht etwas bestehen ohne Deutelei und Dreherei, das sei das Recht, das feste unabänderliche Recht. Und wenn alle Versprechungen und Himmelsgeschichten in der Bibel so viele Märchen seien, einen Spruch habe er gefunden, der ihm wahr sei, und der heiße: „Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn; wie er hat einen Menschen verletzet, so soll man ihm wieder tun." So, und nun danke er ihm noch einmal für alles Gute, das er dem toten Kinde erwiesen habe.

Der Predikant, der nichts ausrichten konnte, fuhr nach Aliwal Noord zurück.

Zwei Wochen etwa nach ihm kam wegemüde, staubig und gebeugt Jantje dort an.

Sein Baas sei tot. Er habe sich selbst erschossen, wohl sei ihm das Gewehr losgegangen. Von seiner Rückkehr an habe er täglich an einem Steine gearbeitet, draußen im Veldt und etwas darauf geschrieben, was, wisse er nicht. Am Vorabend seines Todes habe der Baas ihm gesagt, sterbe er, so wolle er beerdigt sein, wo der Stein liege, und der solle dann auf sein Grab gesetzt werden. Am nächsten Tage sei er nicht wiedergekehrt, unter der Wand hätten ihn die Suchenden tot gefunden und seinem letzten Willen gemäß gehandelt.

Das ist die Geschichte von „Mordenaars Graf“, und die Stätte ist nicht eines „Mörders Grab“, sondern eine von den vielen in dem herzensarmseligen Afrika, wo ein einsamer weißer Mensch verendet ist wie ein angeschweißtes Tier.

Wie Grete aufhörte ein Kind zu sein

Es liegt eine Farm im alten Deutsch-Südwestafrika, Stylplaats heißen sie die Bastards, auf der ist in den drei Jahren des Aufstandes das Wohnhaus nicht zerstört worden, und kein Farbiger aus der Nachbarschaft hat es betreten im Bösen oder im Guten seit einer Nacht im Dezember 1903. Die deutsche Benennung von Stylplaats erinnert daran, daß es dort seit Erschaffung der Welt einmal Steine geregnet haben muß, Steine in allen Größen und Steine überall. Zwischen den Steinen ist brauner lehmiger Sand, aus dem Sand wächst zuweilen etwas Gras und der Karubusch. Von dem Gras und dem Karubusch leben die Bokkies und Milchbokkies und die paar zähen Pferde des Besitzers der Farm. Regnet es wirklich, das heißt, fließt echtes Wasser vom Himmel herunter, was auch geschieht, und etwa empfunden wird wie ein Lotteriegewinn bei uns, dann deckt ein grüner mit Blumen bemalter Teppich das ganze Land zu, und dann kommen auch die wandernden Rudel der Springbockantilopen gezogen von überall und nirgends. Wenn ich noch sage, daß das Wohnhaus von Stylplaats ein niedriges mit Ried gedecktes Steingebäude ist, von dessen Stoep man die zerrissenen Oranjeberge sieht, und das gar eine Hofraite hat mit einer Art Festungsmauer rundum, ähnlich der in Spielzeugkästen, so muß das genügen.

Mit dem Finger soll niemand auf das wirkliche Haus und die wirklichen Menschen deuten können,

von denen die Rede sein wird. Denn was damals beim ersten grellen Wetterleuchten des Aufstandes in den einsamen Winkeln geschah, ist allen, die plötzlich aus der trügerischen Halbkultur herausgerissen wurden und handeln mußten und leiden, wie etwa ihre Urväter und Urmütter in den Römertagen, so bitter hart und entsetzlich gewesen, daß sie nicht gern daran erinnert werden. Schließlich gebe ich überhaupt nur wieder, was mir jener irische Oberleutnant von der Kappolizei erzählt hat, der bald nach Ausbruch des Aufstandes vom Oranjefluß nach Kaffraria versetzt wurde, weil — so ging das Gerücht — er zu deutschfreundlich war und die braunen Mordbrenner von der deutschen Seite des Flusses durchaus nicht als Gutfreund ansah und das sogar gelegentlich und unauffällig durch Pulver und Blei bewiesen hat.

Auf Stylplaats saß im Jahre 1903 Karl von Troyna, der sich Troyna nannte. Der Adel verschlug selbst in einer deutschen Kolonie nur etwas, wenn man nicht weit vom Regierungssitz ansässig war, und Troyna wohnte sehr weit davon. Troyna war neununddreißig Jahre alt, war Witwer und hatte eine Tochter von vierzehn Jahren. Er war ins Land gekommen im Jahre 1888, und zwar über Ramansdrift von der Kapkolonie her. Seine junge Frau, eine Hochländerin, die kein Wort Deutsch verstand und sehr hübsch und sehr fein und ebenso kühl

gewesen sein soll, brachte er gleich am ersten Tage mit sich.

Warum beide kamen, wußte kein Mensch, und niemand wird's je wissen, den es nichts angeht. Warum sie sich von allen Zufluchtsorten auf der ganzen runden Erde gerade damals Deutsch-Südwestafrika aussuchten, und in Deutsch-Südwestafrika Stylplaats mit dem Steinregen, das hat auch niemand herausgebracht. Als sie über den Fluß setzten, noch so jung und so reinlich und so frisch, sah ihnen ihre ganze weiße Nachbarschaft, das waren, etliche Missionare abgerechnet, im Umkreise von 80 Kilometern drei ganze Kappolizisten, mit offenen Mündern nach. Und der Sergeant sagte, so sehr er sich an dem jungen vornehmen Paare doch wieder freute: „It's a darned shame!", und die zwei Soldaten redeten es ihm nach. Sehr bald nach seiner Ankunft kaufte Troyna Stylplaats, ob von der S. A. T. Gesellschaft oder noch von einem der Bondelzwartkapitäne oder gar überhaupt von niemand, werden die Bezirksamtmänner im Süden am besten sagen können. Zu bauen fing er gleich an, und am Neujahrstage des Jahres 1889 weihte er sein Heim ein in Gegenwart von zwei deutschen Reitern, die zufällig vorüberritten auf dem Wege nach Haib, von einem evangelischen Missionar, von einem katholischen Pater, den irgendein Grund aus Pella herbrachte, von einem irischen Kappolizisten, der den Pater über die Furt begleitet hatte und der wohl

ebenso fromm als verstohlen jagdlustig war, und von Koos van Coller, dem Trekburen und Geschäftsvermittler für Viehverkauf diesseits und jenseits der Grenze, der selbst sehr leutselig tat, aber von den drei Leuten in Uniform durchaus zurückhaltend behandelt wurde. Das Fest verlief recht lustig für die Männer und zumeist für die Kapitäne und Grootmänner der Bondels und etlicher anderer Bastard- und Hottentottenstämme, die auch daran teilnahmen und die schier unerschöpfliche Gelegenheit des Tabakbettels und Kleindiebstahls mit der ihnen eigenen Würde bis zur Neige ausnützten. Einen Monat nach dem Feste kam Mary Troyna nieder und gebar ihrem Manne eine Tochter, die die Eltern Grete nannten, und die ihrer Mutter bei der Geburt nicht wenig Beschwerde machte, weil sie ein so starkes und kräftig entwickeltes Kind war. Troyna soll damals ein sehr häuslicher Mann gewesen sein und sich seinem Besitztum und seinem Vieh in rastloser Arbeit gewidmet haben, wovon er sich nie anderswo als bei Frau und Kind auszuruhen sehnte. Viel verdienen konnte er aber ohne jeden Markt bei der heißesten Anstrengung keinesfalls, und da auf Stylplaats gute Kleider getragen wurden und sehr viele von den kleinen Lebensbequemlichkeiten und Lebensverfeinerungen zu finden waren, die im Europa jener Tage mehr guten Geschmack als Reichtum voraussetzten, in Afrika aber und gar in Deutsch-Südwestafrika ganz besonders

eine Geldfrage bildeten, so ging die Rede, es werde alle Vierteljahr von Deutschland oder Schottland her bei der Standard Bank in Kapstadt eine durchaus nicht kleine Summe zugunsten von Karl Troyna und Mary Percy-Troyna einbezahlt. Und eins ist sicher: wenn Troyna, der die kleinen zähen Afrikanderpferde nur zur Jagd leiden mochte, von weither ein großer Hengst zugebracht wurde, oder ein guter rassiger Hund, von dem er gehört hatte, dann zahlte er, ging's nicht im Tausche, mit Scheck auf Kapstadt. Als Grete sechs Jahre war und schon in ihrem Schottenanzug neben dem Vater auf eigenem Pony galoppierte und nicht mehr ängstlich tat, sondern glücklich drein sah wie er, wenn die Hunde losgekoppelt wurden, trug ihre Mutter noch einmal an einem Kinde. Unter unsäglichen Leiden kam auch ein Junge zur Welt, ein paar Stunden nach der Geburt aber war er tot, und wieder ein paar Stunden später schloß die Wöchnerin die Augen für immer. Grete, die nie ein anlehnungsbedürftiges Kind gewesen war, wußte ganz und gar nicht, was sie verloren hatte, der Vater tat ihr leid, sie selbst aber fing sich erst leidzutun an ein paar Wochen nach dem Tode der Mutter, als Troyna ihr Hals über Kopf mitteilte, sie werde mit einer Bastarddienerin am folgenden Tage abgeholt in das nächste Nonnenkloster über der Grenze. Daß das einige Tagereisen weit fort war, wußte sie wohl, und als beim Abschied der Vater ihr müd und über-

nächtig, wie er in früheren Zeiten nie ausgesehen hatte, gegenüberstand und sagte: „Nun, Grete, mach's gut, in ein paar Jahren sehen wir uns wieder, schreib' hübsch dann und wann und vergiß mir nicht, wie man reitet, und werd' mir nicht katholisch!", da stampfte sie auf mit dem kleinen Fuße und schluchzte: „Wenn Mama noch lebte, müßte ich überhaupt gar nicht fort!" Worauf Troyna antwortete: „Ich weiß nicht, Kind, aber jetzt fahr' zu!" — Grete fuhr zu, und ob die folgenden sieben Jahre mehr ihr ein Zwang, oder den frommen und zum Teil herzensguten Schwestern „of the sacred heart" eine nachdrückliche und ausreichende Vorbereitung auf ihre gewiß sehr kleinen ewigen Strafen waren, ist schwer zu sagen, eins aber ist sicher: im ganzen langweiligen sandigen Nordwesten des Kaplandes erzählt man sich heute noch in den Stores der polnischen Juden, den Bars der Engländer, den Farmhäusern der Buren und den schmutzigen Hütten der Farbigen die Anekdoten von dem tollen kleinen Klostermädel in Schottentracht. Troyna selbst traf seines Weibes Tod und die folgende plötzliche Vereinsamung um so härter, je jünger er war. Er hätte wohl alles stehen und liegen gelassen, ein Wunsch, der ihn oft anwandelte, wenn er allein ritt, wär's nicht um das kleine dornumhegte Stückchen Erde gewesen, darin seiner Frau Grab sich barg. „Ihr Ruheplatz macht Stylplaats Heiligland, dessen Wache du bist, und eine Wache flieht nicht," sagte

er sich, und es schien ein ganz echtes Gefühl damals bei dem Manne, dem Zeit seines Lebens alles Unechte und Rührselige durchaus ferngeblieben war.

Es gibt gar nicht viele weiße Männer, die ein Leben abseits von jedem weiblichen Einfluß wohl ertragen können ohne zu verwildern, bei Troyna kam die ewig bohrende Trauer und Sehnsucht dazu. Sechs Monate hindurch hielt er streng auf ein geordnetes Leben im Hause und sechs Monate hindurch schaffte er sich müd von Morgen bis Abend. In diesen sechs Monaten schrieb er auch noch ermahnend an Grete, wenn sich die guten Klosterfrauen leise über sie beklagten, in denselben sechs Monaten empfand er aber jeden Abend bitterer, daß doch alles umsonst sei, daß sein Tun niemand freue, daß die strengste Ordnung ihm sein Haus nicht traulicher und wohnlicher mache. Im siebenten Monat ließ er das einzige Stückchen Gartenland hinter dem Hause verderben, da sein Unterhalt zu schwierig sei und doch keinem dadurch ein Angenehmes geschehe. Die Regen, die einmal eingetroffen waren, hatten gleichzeitig die Jagd aufgetan, und der lag Troyna nun wochenlang mit Leidenschaft ob. Als er damals von ihr wiedergekehrt war und dem Trocknen der unerhörten Bültongmassen eine Zeitlang zugesehen hatte, merkte er, daß er zum Farmer nicht mehr tauge. Von nun an gewöhnte er sich an die weiten Besuchsritte mit Poker und Kap-

schnaps am anderen Ende, und da er in dem Kappolizeileutnant einen Gesinnungsgenossen entdeckte, der sich, richtig gesagt, auch tödlich langweilte, so lag das Ziel der Ritte meist über dem Oranjefluß. Ein Säufer oder Kartenhocker wurde er dabei nicht, dafür lag beiden Männern die Freude am Sport, die schon manchen in Afrika gerettet hat, zu sehr im Blute. Sie tranken und spielten nur am Abend, um schon im Frühlicht des nächsten Morgens frisch wie zwei ganz Junge an einer tieferen Stelle des Flusses zu baden und zu tauchen. Dann jagten sie, wenn sie konnten, oder Troyna ritt mit dem Offizier die Polizeiposten ab, wenn der revidierte; das führte hin und wieder zu der beiden lustigsten Aufgabe, dem Abfangen von geschmuggelten Waffen, Pulver und Blei, die mit der allergrößten Unverschämtheit und in sehr bedeutenden Mengen damals über den Fluß in die deutsche Kolonie hineingeschafft wurden. Der Deutsche und der Brite arbeiteten dabei immer allein mit einer Tollkühnheit und einer Heimlichkeit, daß ihnen niemand auf die Spur kam, und das lichtscheue Gesindel, das sich so übel gestört sah, schließlich an einen seiner Hauptauftraggeber, einen irischen Doktor mäßigen Geistes, aber großen Ehrgeizes in Kimberley von einem „Spuk" berichtete, der das ganze Beginnen vereitelte. Hübsch war der internationale Pakt, den die Freunde hatten, und der in London und Berlin freilich nicht ratifiziert war. Zunächst

rechneten sie sich eine Grenzverletzung nicht an, dann galt das Abkommen, daß auf deutschem Gebiete erobertes Schmuggelgut von beiden stillschweigend nach Stylplaats geschafft wurde und das auf englischem Gebiete weggenommene in die Stallschuppen von des Leutnants Station. Über das Weitere fragten sie sich gegenseitig nicht aus, doch vollzog es sich so, daß Troyna alle Halbjahr über die unter seinen Zimmern auf Stylplaats in einem Geheimgelaß eingeschlossenen Waffen und Munition an den nächsten (in Wahrheit sehr fernen) Bezirkschef vertraulich berichtete, der ihm stets dankte und ein Abholen in Aussicht stellte, wenn er dazu verfügbare Mannschaften habe, die er nie hatte. Der Leutnant seinerseits berichtete über alle Gewehre, die nicht einen besonderen Stempel trugen, an seinen Vorgesetzten und lieferte sie dem ab; die aber die Marke hatten, und das waren die meisten, machte er stillschweigend untauglich und ließ sie an einer bestimmten Stelle in den Fluß werfen; sah er dabei zu, so biß er sich in die Lippen, denn er hatte den Glauben an die Zusammengehörigkeit aller Weißen im Herzen und wußte, daß hinter den gezeichneten Waffen eine machtvolle Spießgesellschaft stand, der nicht beizukommen war, und die sich zu all ihrem häßlichen Tun von seinem begeistert verehrten England immerfort den Namen borgte. Wenn Troyna nach Hause kam, so fand er zuweilen Briefe von Grete und über Grete, und dann lachte

er, daß ihm die Tränen die Backen hinunterliefen, wie die es trieb, und daß sie so recht zu ihm paßte. Und darauf schrieb er ihr, der ja noch der junge Troyna war, mehr wie ein recht toller Bruder, der an seine mit ihm aufgewachsene Zwillingsschwester schreibt, und Grete war selig über die Briefe. Das Grab aber, das Stylplaats für Vater und Tochter zur echten Heimat gemacht hatte, erwähnten beide nicht mehr, noch die Frau, die in ihm lag, und schon zwei Jahre nach ihrem Tode war es eine wüste Stätte. Trotzdem beschäftigte sich Troyna oft in Gedanken mit ihr, und namentlich in den unruhigen Träumen der heißen Sommernächte erschien ihm ihr schönes kühles Gesicht. Wenn er sich dann voll Sehnsucht vorbeugte, es zu küssen, wandte es sich hastig ab, und er fuhr gequält aus dem Schlafe auf und verstand sich nicht und ärgerte sich über sich selbst.

Der Burenkrieg führte den Leutnant von seiner Station weg. Nach Friedensschluß kehrte er noch einmal zurück als Hauptmann, um vor seiner endgültigen Versetzung seinen deutschen Freund zu besuchen. Das Glück wollte es, daß in diesen Tagen beide Wind bekamen von einem großen Waffentransporte, den zu hindern auch die englische Militärbehörde alle Grenzposten besonders aufgefordert hatte. Sie lagen diesmal nicht allein auf der Lauer, sondern hatten die verfügbaren Mannschaften von der

Kapseite und einen Reiter des inzwischen eingerichteten deutschen Postens in Ahabis bei sich. Gegen alles Erwarten kam's zum regelrechten Kampf in der dunklen Nacht auf einer der Inseln im Oranje. Im Verlaufe des Kampfes wurden die Waffen genommen, und Troyna hatte den Eindruck, daß ein großer und nicht junger bärtiger weißer Mann, auf den er in der Selbstverteidigung seinen Mauser-Karabiner abschoß, umgefallen und von den anderen Fliehenden erst aufgehoben, dann in den Fluß gestoßen worden sei.

Als Troyna an einem der folgenden Morgen im englischen Ramansdrift vom Pferde sprang, um seinem alten Genossen zum letztenmal die Hand zu drücken und zugleich dessen Nachfolger kennen zu lernen, sah er vor der Polizeistation ein mattbraunes junges Weib stehen, das ihn erstaunte, so viel wilde Schönheit war in dem Gesicht und solch prächtigen Körper verrieten die wenigen phantastischen, aber nicht unreinen Kleider. Seinem kurzen kühlen Blick — weder Engländer, noch Holländer, noch Deutsche in Südafrika, es seien denn Landesfremde, sind gewohnt, farbigen oder halbfarbigen Frauen nachzusehen — begegneten ein paar suchende schwarze Augen. Troyna wunderte sich; ein Bastardmädchen aus der Umgegend konnte es nicht sein, die sahen anders aus, und einem Mischling aus Europäer- und irgendwelchem Kaffern- oder Bantublut, wie sie zuweilen in der Kapkolonie und

im Norden und in der Mitte des Schutzgebietes vorkamen, sah sie auch nicht gleich.

Er trat ins Haus ohne jemand zu finden und griff eine alte Kapstädter Zeitung auf, die er auf einer Kiste am Fenster sitzend las, aber er war zerstreut dabei. Die surrenden Fliegen und die Hitze, die das eiserne, nicht verschalte Dach in das niedere Zimmer schon ausstrahlte, mochten ihn stören.

Er versuchte das Fenster zu öffnen, es gelang nicht, wohl aber sah er das Mädchen wieder, das ihn anstarrte wie vorher. Er öffnete die Türe, und weil er sich langweilte, begann er mit dem Mädchen zu reden.

„Weißt du, wo die Herren sind?"

„Nein!" Im Augenblick, in dem er zu ihr zu sprechen anfing, wurden ihre Züge hochfahrig, ihr Kinn hob sich, ihre Wimpern deckten die Augen halb zu.

„Aber du willst auch zur Polizei?"

„Ich? Nein."

„Was willst du denn?"

„Ich will zu dir!"

„Zu mir? — Du mußt eine merkwürdige Frau gehabt haben!" Es war die erste Farbige, die ihn gradaus anredete, und nicht Herr nannte, und im Süden des Schutzgebietes galt damals noch die Burengewohnheit, die zwischen Weiß und Farbig einen Unterschied setzt wie zwischen Mensch und Tier, jedenfalls aber einen ebenso unüberbrückbaren.

Das Mädchen verstand blitzschnell und antwortete nun fast leise:

„Ich habe nie eine Frau gehabt!"

„Was willst du denn von mir?"

„Du hast meinen Vater totgeschossen!"

„Ich?" Troyna trat ihr näher und wiederholte noch einmal kopfschüttelnd:

„Ich? Deinen Vater?"

Sie hob die Hand und deutete den Fluß hinunter:

„Dort weit!", dann zählte sie an den Fingern:

„Eins, zwei, drei, vier. Vor vier Tagen, Herr, auf der Insel!"

Troyna nickte: „So, dort. Der große alte Mann, der auf mich hielt?"

„Der große alte Mann, Herr! Ich weiß, er griff dich an!"

„Du weißt's?"

„Ich war mit, Herr, und ich suche dich seitdem!"

„Und die andern?"

Sie zuckte mit den Achseln:

„Herr, sie sind fortgelaufen, sie haben Angst vor der Polizei. Nur ich bin da und mein Bruder, der sucht dich für mich auf deinem Plaats!"

„So!" Troyna ging auf und ab. Ihn reute aus irgendeinem Grunde sein langes Gerede mit ihr, aber das Mädchen war sonderartig.

„Was willst du von mir? Geld?"

„Ich will kein Geld von dir!"

„Aber?"

Was soll ich tun? Dies ist nicht mein Volk hier herum!"

Troyna sah sie scharf an: „Der alte Mann, der dort unten fiel, war ein Weißer!"

„Mein Vater war weiß!"

„Und deine Mutter?"

„Das weißt du, Herr!"

„Ich, ich weiß gar nichts. Wer bist du?"

„Ich heiße Ellen und bin eine Hundasi."

„Eine Hundasi? — Hundasi? — das kenne ich nicht!"

Auf dem Postpfade nahte eine Staubwolke, Troyna vermutete den Freund und sprang auf, um ihm entgegenzutraben. Er traf richtig auf den Hauptmann und seinen Nachfolger, den irischen Leutnant, der diese Geschichte verantwortet, und wie es geht bei Männern, die in einem von allen guten Geistern vergessenen Erdenwinkel Abschied und Ankunft feiern, folgte in des Leutnants neuer Hütte, zu der sie hinüber schwenkten, ein nicht kurzes Gelage, und die Ordonnanz des Hauptmanns mußte sich viermal melden, vordem man nach drei verschiedenen Richtungen hin aufzubrechen sich anschickte. Troyna saß schon im Sattel, da fiel ihm das Mädchen ein.

„Wissen Sie, was Hundasis sind?" fragte er den Leutnant.

„Gewiß," lachte der zurück, „die einzigen hübschen Bastards der Kolonie. Von Weißen und Pondos.

Bleiben gewöhnlich in Pondoland, denn dort rechnen sie mit den Weißen gleich. Eins unserer zukünftigen Probleme am Kap, wenn Pondoland je weißer Besiedelung erschlossen werden sollte."

Der Hauptmann hörte die Antwort und seine vom reichlichen Trinken eben noch belegte Stimme klang ganz nüchtern, als er sich nochmals zu Troyna wandte:

„Warum fragen Sie, Troyna? Die Hundasis sind heiß und schön und schön und heiß und falsch wie die Sünde. Warum fragen Sie?" Und er warf seinen Pony wirklich wieder herum und brachte ihn in komischen Hechtsprüngen an Troyna heran und sprach leiser weiter: „Haben Sie vielleicht das junge Weib und den Bengel gesehen, die mit den Schmugglern gewesen sein sollen? Und von denen mein geheimer Bericht hier," er klopfte sich auf die Brust, „spricht? Hüten Sie sich vor denen, Troyna!" Indem stob er davon, denn der Alkohol hatte schnell wieder die Macht über ihn gewonnen, und lachend gingen auch der Leutnant und Troyna auseinander.

Als Troyna sich der Station näherte, stand das Weib am Wege. Die Warnung, die ihm geworden war, hatte der Mann schon vergessen, nur das „heiß und schön und schön und heiß" klang ihm nach im Ohre.

„Bist du das, Ellen?"

„Ich bin es, Herr!"

„Du hast mich gefragt, was du tun sollst?"

„Ja, Herr, und ich habe auf dich gewartet!"

„Du kannst zu mir kommen und mein Haus in Ordnung halten."

„Ja, Herr." Ihre Augen wurden weit und suchend wieder wie am Morgen und eigentümlich glänzend zugleich.

„Ich danke dir, Herr. Ich habe einen Bruder, Herr."

„Nun, so kann er mit dir kommen!"

„Ich werde kommen, Herr, und ich verlange keinen Lohn, Herr, denn ich bin eine Hundast, und werde mehr sein als deine Dienerin, viel mehr. Herr!"

Und Troyna, der gute, tolle, einsame und etwas betrunkene Troyna dachte: sie ist, weiß Gott, schön und heiß und vielleicht auch nicht dumm.

Die Bastards aber in Deutsch-Ramansdrift waren erstaunt, am Abend den stolzen Herrn von Stylplaats mit einem Bastardweibe vorüberreiten zu sehen, dem sie selbst gierige Blicke nachwarfen.

Monate kamen, in denen wurde Troyna zum zweitenmal häuslich, und die spärlichen Männer in seiner Nachbarschaft sahen ihn selten. Der Leutnant, der die Geschichte verantwortet, besuchte ihn einmal, obgleich er wußte, daß der Deutsche nicht etwa krank lag. Als er bei der Heimkehr an der schlechten Furt einen anderen Bekannten traf, schüt-

telten beide den Kopf, und der Offizier sagte: „Ich wende ja gar nichts dagegen ein, daß er die farbige Person bei sich hat, es ist nur seine Sache. Aber er hat den rechten Maßstab bei ihr verloren, das geht uns alle an. Zudem hat er eine Tochter. Wenn einer aber bezweifelt, daß ich recht habe, so soll er sich diesen Windhund von Bruder einmal ansehen. Vor Troyna nimmt er sich noch etwas in acht, dreht der den Rücken, so spielt Master Alfred den Herrensohn und verdirbt alle Niggers auf Stylplaats, und Troyna, der's doch sicher merkt, schweigt still!"

Der Angesprochene erwiderte darauf: „Ob's nicht noch helfen könnte, wenn seine Tochter zurückkäme?"

„Es wär' eine Gewaltkur, die gehen nicht immer gut aus, und das Kind? Wie führe das Kind dabei?" Ganz besorgt blickte der junge Mann, während er sprach; aber, so sind nun einmal die Männer untereinander, zu Troyna selbst mochte niemand seiner Freunde reden. Und doch hatte auch der daran gedacht, Grete zurückkommen zu lassen, freilich aus ganz anderen Gründen.

Wenn er jetzt nach Hause kam von irgend woher und die Mauern seiner Heimstätte in der Sonne oder im Monde leuchten oder selbst nur den Rauch über seinem Dache sich kräuseln sah, dann wurde ihm freudig zumute, und die Angst und der Widerwille, zum mindesten die furchtbare Gleichgültigkeit für die ihn erwartenden, leeren, dumpfen, weil

verschlossenen Räume, die waren ganz verschwunden. Jetzt fehlte ihm nur noch sein Mädel, seine tolle Grete, als guter Kamerad. Jetzt in die neue Bequemlichkeit hinein paßte sie ihm wirklich. Erst wenn seine Gedanken eine Zeitlang das Kommen der Tochter umspielt hatten, fiel ihm plötzlich die Fremde an seinem Herde ein; die Fremde, die eine so eigentümliche Stellung einnahm, die sich selbst mit Klugheit zurückhielt und sich von Troyna um so sicherer als Herrin und Vertreterin im Hause vorschieben ließ; die nie bat, der er alles gab, die gekleidet ging wie eine englische Farmerstochter aus gutem Hause, und die er — die er nicht mehr entbehren konnte. Dann zuckte er ungeduldig mit den Achseln: „Dam it! Was hat Grete mit ihr zu tun? Grete ist meine Tochter und Ellen ist — na — doch eben nur meine Wirtschafterin. Und ich kann sie doch heute oder morgen wegschicken. Ganz gewiß! — Und das Übrige? Hm ... Grete ist Kind!"

Wieder ein paar Minuten darauf, immer als Ende der Überlegung, langsam hingesprochen, während sich jedesmal zwischen den Worten die Zähne übereinander rieben:

„Das Kind merkt's doch — und ich kann Ellen nicht wegschicken — nein — es geht nicht mehr. — Ich muß einen Ausweg finden!"

Einmal in seinem Zimmer dachte er aber an keinen Ausweg, da stand das Hundasimädchen mit den schönen und heißen Augen und den schmiegsamen

Gliedern, und während Tag und Leben war im Hause, bediente sie ihn, als sei er ein König, und dem Manne, der im rauhen Afrika dies seltsam gelehrige und ahnende Zufassen nicht mehr gewohnt war, ward sehr wohl. Des Nachts aber war sie Königin, und ihre Macht war längst so groß, daß der Mann, wie viele Männer, die meinen, den Frauen gegenüber die Fäden in der Hand zu halten, längst von ihr beherrscht wurde und sank, sank, sank, um so heißer sie ihn liebte und er sie wieder liebte. Wenn in jener Zeit Troyna erfahren hätte, daß seine Wirtschafterin während der wenigen Stunden seiner Abwesenheit einen Verkehr anfing mit gewissen Kapitänen und Grootmännern von Hottentotten und Bastards, wär's freilich aus gewesen mit seiner Tollheit; aber die Botschaften gingen heimlich hin und her durch Alfred, und was sie enthielten, wußte niemand.

Bald war die Fremde geachtet unter den Farbigen wie keine von deren Frauen. Das merkte Troyna, aber meinte, es geschehe seinetwegen, und ihren besonderen Reiz schrieb er ihrem toten Vater zu. „Der muß ein ganz gewürfelter Kerl gewesen sein, vielleicht mit einem langen Roman hinter sich, solch Volk gibt's ja in Südafrika, und ein paar besondere Rassefeinheiten hat er ihr vererbt," sagte er sich, „aus ihrem Mutterlande her aber steckt etwas von den Leoparden im Pondobusch in ihr, die zuspringen, plötzlich, man weiß

10*

nicht von wo, und solch prachtvolle Bewegungen haben."

Ohne Arbeit, ohne Anregung, bei seinen geringen geistigen Bedürfnissen, vergaß Troyna fast, daß er ein Weißer war, und der Zauber dauerte ein Jahr, in dem es dahin kam, daß niemand mehr bei ihm vorritt außer Farbige und seine Bambusen so ein klein wenig, so um Haaresbreite, frecher wurden als es ein weißer Mann dulden darf.

Dann eines Mittags war Grete da, und Vater und Tochter wußten eigentlich selbst nicht, wie es geschah. Allerdings hatten ihm die Nonnen wieder klagend geschrieben, er möge sie doch befreien von dem Kinde, das gutherzig sei, aber immer wilder werde und immer trotziger nach Hause verlange, und auf den Brief hatte Troyna verstimmt und etwas gedankenlos geantwortet, die guten Frauen möchten tun, was sie für richtig hielten. Diese Antwort lasen sie Grete vor, und Grete drängte stürmischer als je und benahm sich toller als je, zugleich bot sich eine Beförderungsgelegenheit, da siegte das Mädchen nach siebenjährigem Kampfe, der jeden mürbe gemacht hatte außer sie selbst. Troyna stand vor dem Hause, als ein bestaubter, von vier Maultieren gezogener Karren aus dem Horizonte herausrollte. Von Alfred, der auch das Gefährt erspäht hatte, ließ er sich sein neues Görz-Glas holen. Während er's ansetzte, wandte sich der achtzehnjährige

Bursch, der merkwürdig seiner Schwester glich, ihm zu:

„Herr, es steht ein Mädchen in dem Wagen, das schwingt seine Kappe."

„Ein Mädchen?" Troynas Züge spannten sich.

„Ja, ein Mädchen!"

Alfred sah ihn immerfort an, dreist, als stände er bei einem Verwandten.

„Es könnte die kleine Miß sein, Herr, deine Tochter."

Troyna hatte schon das Glas abgesetzt, seine Hände zitterten zu sehr:

„Es ist Grete!" Und er lief dem Wagen entgegen jauchzend wie ein Junge:

„Grete, Grete, meine Grete!"

Vordem der fahrende „Kap Boy" daran dachte, die den nahen Ausspann witternden Tiere zu zügeln, war der Mann an die Karre gelangt und hörte: „Dad, Dad, fang mich!", und während er die Arme ausbreitete und einen Augenblick bleich wurde, sauste aus der Enge des dahinpolternden hohen Fahrzeugs heraus sein Mädel durch die Luft, und ihr Kilt flog, und der nicht leichte Sporran schlug ihm derb auf den Kopf und ins Gesicht, aber er fing sie doch, und Grete rief: „Dad, hab' ich dir denn gleich weh getan, mein armer Dad?"

Troyna konnte gar nichts sagen vor Freude und Erstaunen, und wär' der Kutscher, der endlich die Maultiere zum Stehen gebracht hatte und sich er-

schreckt umwandte, ein Weißer gewesen, aufgefallen wär' ihm der entgeisterte und fast befremdete Blick, mit dem der Vater auf das sehnige Kind sah, das sich an ihn schmiegte und ihm schon über die Schulter reichte.

„Dad, warum sprichst du nicht?" Das Mädchen wurde ungeduldig.

„Ich? Ich?" Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und lachte dann schnell in seiner freien Art und schob sie ein bißchen von sich, um ihr in die blitzenden braunen Augen sehen zu können.

„Ich? — Ich muß doch das erst verstehen lernen, daß ich eine so große Tochter haben soll."

„Aber, du wirst mir doch nicht auch gleich sagen wie die im Kloster: Gretie, Gretie, du mußt dran denken, daß du bald eine Dame sein sollst!" Sie machte eine müde und gebrochene Stimme nach und hielt die Hände ergeben gefaltet. „Wenn du's sagst —"

„Na, dann?"

„Ach was, Dad, du sagst es nicht. Du hast mich weggeschickt, wie ich so ein Nipper war. Ja, du! Wär's nach dir gegangen, säß' ich noch da unten bei den guten Frauen. Jetzt aber habe ich genug gelernt, Massen, Dad. Jetzt will ich erst all' meine Ferien hintereinander haben, Dad, und mit dir reiten, Dad! Gelt, Dad, schon heute reiten wir zusammen?"

In Troyna ward die Lustigkeit immer stärker.

Aus ihm selbst kam's, aus dem in ihn eingehängt hinschreitenden Kinde strömte es auf ihn über, und er lachte immerfort und sagte immer: „Ja", und wie weggezaubert verschwanden aus seinem Gesichte die groben Spuren des vergangenen Jahres. Wer ihn gesehen hätte von Bekannten an diesem Tage, hätte erstaunt erzählt:

„Karl von Troyna sieht auf einmal so aus wie an dem Morgen, an dem er ins Land kam."

Grete hatte kaum gegessen, war kaum durch Haus und Stall geschlüpft, als sie schon wieder vor Troyna stand, der rauchend und in die Sonne blinzelnd und anscheinend mit sehr freundlichen Gedanken beschäftigt auf der Stoep saß.

„Du bist doch nicht müd', Dad?"

„Ich, nein!" Er zog sie auf sein Knie. „Aber du, was? Siehst freilich nicht so aus!"

„Ich? Ach! Da können wir also gleich fort. Ich hab's schon deinem Groom gesagt, daß er satteln soll. Das ist doch dein Groom der „Boy", der Alfred heißt? Du, Dad, der ist aber unverschämt, nennt mich einfach Grete. Ich hab's ihm gewiesen."

Über des Mannes Gesicht glitt ein Schatten:

„Er kann mit Pferden umgehen!"

„Da sind sie." Grete sprang auf. „Wo hast du deine Reitstöcke, Dad? Ich möcht' einen!"

Der Mann trat ins Haus, um sie zu holen und sich Sporen anzuschnallen. Als er wiederkam, stand

sein alter Kapkaffer Samuel da mit seinem Hengste, ein paar Schritte zurück hielt Alfred einen Afrikanderpony, auf dem lag auch ein Herrensattel.

Troyna schüttelte den Kopf. „Was soll das, Alfred? Ein Damensattel ist doch da?"

„Herr, die kleine Miß wollte den Herrensattel."

Grete hob bittend die Hände: „Ja, Dad!"

Aber Troyna wandte sich zu dem Burschen und befahl:

„Sattel um!"

Und das Kind, als rechte Kolonistentochter, widersprach bei aller Wildheit nicht vor den Eingeborenen, nur der Mund verzog sich ihm, und um den war noch ein harter Zug, als Alfred wiederkam. Da murmelte der Junge schnell, scheinbar ganz dem Pferde zugewandt:

„Wenn klein Missie später reitet, und ich reit' mit ihr, so soll's immer auf Mannssattel sein."

Grete verstand wohl und wußte nicht, ob sie sich ärgern oder freuen sollte, aber dem Vater verriet sie nichts. Ihm lächelte sie zu, als er herantrat, ihr in den Sattel zu helfen. Aus seinen Händen heraus flog sie hinein: „Gott, Mädel, ich hab' ja gar nicht gehoben."

Er untersuchte den Gurt und strich und zog ihr dann am Kilt. Grete lachte hell auf:

„Der wird doch nicht länger, Dad!"

„Nein, aber — aber drin ist noch ein Reitrock von deiner Mutter, wenn dir der nicht paßt, muß

ein neuer bestellt werden. Geh' und versuch ihn Mädel!"

Grete machte ein ganz langes Gesicht: „Was, Dad? Was? Ich in langem Reitrock? — Nein, nein, nicht wahr, du meinst es gar nicht? — Guck, Dad, ich bin doch immer so geritten, guck doch, woher wären denn meine Knie so braun!" Und aus dem Horn heraus hob sie noch einmal das rechte Knie, das wie das Stück freie Wade, fast bronzefarben war, und zugleich gab sie dem Tiere Luft und raunte dem haltenden Burschen zu: „Laß los!" Der Pony, den wohl auch ungesehen die Gerte berührt hatte, sprang vom Fleck weg in Galopp ein. Troyna, der erst erwartet hatte, das Mädchen werde fallen fast ohne Halt, merkte schnell, daß seine Tochter auf dem Sattel wohl zu Hause war und auch zu denen gehörte, die sich durchzusetzen verstehen.

Lachend galoppierte er ihr nach und verhielt doch immer den drängenden Hengst dabei, bis fast fünf Kilometer hinter ihnen lagen. Zu sehr entzückte ihn das Bild voraus. Wie das Mädel saß, wie ihr das starke, braune Lockenhaar flatterte, wie im leichten Winde sich die zwei Adlerfedern an ihrem schief aufgestülpten Mützchen bogen, wie die weiten weißen Ärmel sich bauschten, wie ihr Röckchen wehte, und wie sie sich hingab, ganz hingab dem Ritte durch das heiße dürre und ihr so heimische Veldt und dabei nicht einen Augenblick vergaß,

daß einer sie beobachtete, und wenn's auch nur der Vater war.

„Famos, famos! — Verdien' ich das?" dachte Troyna.

Endlich brachte er seinen Hengst neben sie.

„Ja, Gretie, wo hast du's denn nur gelernt?"

„Ach, Dad, ich hab' doch viel geritten. Im Kloster waren Pferde und dann, wenn ich bei Sannie Oosthuizen war auf der Farm. Ich habe eben immer an das gedacht, Dad, was du mir gesagt hast."

„Was hab' ich dir denn gesagt, Gretie?"

„Aber, Dad, du weißt doch?! Ich soll reiten nicht vergessen und nicht katholisch werden."

Troyna prustete: „Ja, die armen Schwestern, die werden sich freilich recht an dir gefreut haben, wenn das dein Leitspruch war durch all die Jahre." Das Kind sah ihn an, ein ganz klein bißchen mißtrauisch und sagte dann fast gepreßt und sichtlich verschämt:

„Ach, Vater, sie haben mich auch gern gehabt. Sie haben alle geweint, wie ich fort bin, von der mother superior an."

Troyna lehnte sich hinüber und streichelte ihr die erhitzte Wange:

„Natürlich, Kleine, so war's doch nicht gemeint!"

Da lachte sie wieder und ein listiges Leuchten kam in ihre Augen:

„Du, Dad, ich weiß einen Vers, kennst du ihn? Einen arabischen ..."

„Nun?"

„Soll ich's sagen?"

„Los, los!"

„Das Besteigen der Pferde,
Das Loskoppeln der Hunde,
Und das Klingen der Ohrringe
Befreien dich von den Würmern im Kopf."

Troyna riß unwillkürlich an der Kandare, daß sein Hengst schnaubend in unreinen Galopp fiel:

„Grete!"

„Dad?!" Sie sah ihn erstaunt an.

„Ja — ja — Kind, kommt das auch aus dem Kloster? Das darf doch kein Mädel sagen!"

„Dad, warum? Wegen der Würmer? Gott, Dad, das hast du doch immer gesagt, wie ich so ein Kleines war, und wie du mich reiten lehrtest!"

„Ich?" Troyna schlug sich auf den Mund. „Ich? Und das hast du behalten? Du? Ich hätt's gesagt? Ja, ja, da sieht man's, was so ein ganz kleines Göhr schon merkt, schon so ein Göhr!" Er sah sie von der Seite an und zog sich am Haar und murmelte leise in sich hinein: „Und nu erst, nu, wo sie sich nur noch für ein Kind hält und eigentlich schon ein junges Frauenzimmer ist." Er pfiff gell und ließ den Hengst vorschießen, als würd' er nicht fertig mit ihm neben dem Pony, dann nach einer Weile ging er in Trab über, ritt vorsichtig und ruhig eine Volte und kehrte so an des Mädchens Seite zurück. Beide kamen gleichzeitig in Schritt.

„Grete, es gibt unter den arabischen Reitersprüchen noch einen viel besseren, den merk' dir lieber jetzt:

„Auf gutem Pferde,
Auf eigenem Grund,
Zur Seiten dein ältestes Kind,
So reitest du mit dem Glück."

Des Kindes Kopf ward rot über und über vor Stolz, und ihre Augen dankten ihm mehr als der Mund, der nur leise hinsprach:

„Guter, alter Dad!" — Aber lang schweigen war ihre Sache nicht, und nach einer kleinen Weile plapperte sie wieder lustig und nahm Troyna oft ins Gebet, warum dies nicht geschehen sei und jenes nicht, und es kostete ihm manchmal ordentliche Anstrengung, in diesem Kreuzverhör halbwegs klare und vernünftige und wohl auch beschönigende Antworten zu geben, und er faßte im stillen eine Menge guter Vorsätze. Auf dem Heimwege endlich erzählte Grete von des Vaters Bekannten, die sie auf der langen Rückfahrt getroffen habe, das waren drei Deutsche gewesen und der Leutnant über der Grenze. Die ersteren hatten der Tochter gesagt, sie möge doch den Vater einmal wiederschicken, ganz fremd sei er ihnen geworden. Der Leutnant war ein Stück neben Grete hergeritten und hatte ihr zwischen allen möglichen lustigen Geschichten für den Vater die Botschaft aufgetragen: Böcke gäb's wieder, Schmuggel gäb's noch, und dafür, daß doch so viele Farbige

an der Grenze herumliefen, machten sich die Troynas sehr selten.

„Wie komisch, Dad, nicht? Was will er eigentlich?" Troyna sagte nichts und zuckte mit den Achseln, und da es schon düster war, konnte das Mädchen seinen Gesichtsausdruck nicht mehr erkennen, und das war gut, denn Troyna sah plötzlich gereizt und müde drein. Den ganzen Tag über hatte er es fertig gebracht, an all die drohenden Schwierigkeiten vor ihm nicht zu denken, mittags war Ellen überhaupt nicht erschienen aus der Küche heraus, und seine Tochter hatte nach ihr nicht gefragt, und jetzt brachte sie, gerade sie, ihm doch ziemlich unverhüllt Mahnungen seiner nächsten Bekannten, aus denen er deutlicher als ihm lieb war merkte, daß alle auf ihn sahen, alle eigentlich dieselbe Gefahr für ihn witterten, die er selbst mit starren Blicken erkannte, ohne sich helfen zu können.

„Nun du da bist, Grete," sagte er schließlich, „und jemand damit im Haus ist, der zum rechten sieht, werd' ich auch wieder mehr mitmachen und mich um mehr kümmern können." Dabei dachte er: So belügt man sein eigen Kind, aber es ist schon wahr, ich muß wieder unstet werden wie früher, der Menschen draußen wegen, und vielleicht — geht die Sache drinnen in Frieden auf die Manier ab. Ein bißchen muß einer dann immer der Zeit zu tun übrig lassen!

Als Vater und Tochter vor dem Wohnhaus von

den Pferden sprangen, war die Stunde zum Abendessen gekommen. Ellen stand an der Türe, und Troyna wunderte sich, daß sie sich so anders zurecht gemacht hatte und viel mehr Art und Wesen einer älteren vertrauten Dienerin angenommen hatte, und im Stillen dankte er's ihr.

Dann freilich kam schnell der erste Zusammenstoß. Die Tochter trat vor dem Vater in die Stube, in der das Essen auf dem Tische stand. Sie sah drei Gedecke aufgelegt und stutzte, doch wandte sie sich ruhig zu Ellen: „Wie heißt du?" Das Hundasiweib schielte bös zu ihr hinüber, ohne daß das Herrenkind, das nicht gewohnt war, den Launen der Farbigen Gewicht beizulegen, es überhaupt bemerkt hätte. Das schreckte die Fremde, und während sich ihr die Lider und die Augen senkten, antwortete sie:

„Ich heiße Ellen, Miß!"

„Nun, Ellen, so hast du dich geirrt da mit dem dritten Teller."

Noch einmal starrte die Dienerin die Befehlende an, von der sie nicht wußte, ob sie als Kind oder als Frau zu nehmen wäre, dann beugte sie sich zum zweiten Male vor dem so ruhig erscheinenden jungen Gesichte und entfernte wortlos Teller und Gabel und Messer. Als sie wieder hereintrat, sagte Grete zu ihr:

„Du hast hier wohl gesessen, um für den Herrn zu schneiden, während ich fort war, das war gut.

Nun aber, da ich wieder da bin, ist es nicht mehr nötig, denn ich tue das für ihn."

Troyna hörte eintretend die Worte, und wenn er sich schon freute über die Ruhe und Entschiedenheit seiner Tochter, so biß er sich doch auf die Lippe und fühlte sich selbst unsicher, und beim Essen und nach dem Essen kam ein recht lebendiges Gespräch nicht mehr auf zwischen den zwei einsamen weißen Menschen, und vordem es Nacht ward im Hause, siegte Ellen auf ihre Weise. Grete hatte erstaunt ihr Bett und Gepäck in einer Kammer bereitet gefunden, die in den Jahren, in denen ihre Mutter noch lebte, als Gastkammer diente und nahe der Küche lag in dem ihrem früheren Schlafzimmer entgegengesetzten Ende des Hauses. Als sie in ihr altes Zimmer hineinsah, fand sie das unbenutzt. Gleich um Änderung bitten mochte sie nicht, da sie wohl wußte, daß der eigentliche Grund, warum sie lieber neben des Vaters Raum geschlafen hätte, ein klein wenig Furcht war, in dem ihr ungewohnt gewordenen, so weltverlorenen Heime ganz allein außer Rufweite zu sein. Als es Schlafenszeit wurde, sagte sie: „Ach, Dad, mein altes Zimmer hätt' ich lieber gehabt, und warum hab' ich's eigentlich nicht?" Sie erwartete eine ihr zustimmende oder doch gleichgültige Antwort des Vaters, aber ehe der reden konnte, fiel Ellen, die just mit ihr das Tischtuch faltete, hastig ein: „Der Herr hat mir befohlen, daß ich der Miß Bett machen soll, wo es steht!"

Troyna schloß die Augen, er hatte gar nichts befohlen und wußte kaum, was antworten, da fiel ihm der Satz ein:

„Fürchtest du dich etwa dort, Grete?" Der entschied. Denn ehe das Kind vor einer Farbigen zugegeben hätte, das irgendeine Angst sie bewegen könne, hätte es sich wohl gar töten lassen.

„Ich fürchte mich nie, und es ist natürlich ganz einerlei. Ich hab' nur gefragt, Dad."

Grete ging auf ihr neues Zimmer, und als sie hinaussah aus dem kleinen engen Fensterchen in das fast taghell vom Mond bestrahlte Veldt und hinhorchte auf das schrille und doch wieder melancholische Locken der Kiebitze hoch in der Luft, da wußte sie nicht, ob sie lachen sollte, selig lachen vor lauter Heimatfreude, oder weinen, bitterlich weinen über, über — ja, über was? Und zuletzt, zuletzt weinte sie doch wohl, freilich nicht laut. Während sie aber ein bißchen verschämt ihre Tränen wegwischte, hörte sie eine Stimme vom Stalle her:

„Klein Miß, guck, hier sind Adlerfedern für deine Mütze." Alfred trat aus dem Schatten des Gebäudes ins Mondlicht und zeigte ihr eine Adlerschwinge. „Das sind die rechten und bessere als du hast."

Ihr Taschentuch war blitzschnell verschwunden.

„Zeig'. Gibt's die hier?"

Nachlässig hob der Bursch die Hand und wies hinüber auf das einzig dunkle in der Landschaft, auf die Berge am Flusse:

„Da drüben, viele. Ich hab' ihn heut geschossen."

„Du? Hast du ein Gewehr?"

Der Junge reckte sich: „Von deinem Vater."

„Höre, ich will ein Nest sehen, kannst du mir das zeigen?" Sie sprach ganz eifrig, und der Bastard merkte, daß er ihr näher kam.

„Hm, kannst du klettern? — Der Herr wird's nicht wollen, der wird's verbieten."

„Klettern?" Grete schnalzte mit der Zunge wie ein Buschmann, „klettern, freilich kann ich klettern. Was ihr könnt, kann ich überhaupt auch, und ich will selbst einen Adler schießen, gerade so einen, für meine Mütze, denn andere Federn zu tragen ist Unsinn, das sagt jeder weiße Herr. — Aber Alfred, gelt, Alfred, du zeigst sie mir? Wenn wir reiten, gelt?"

„Ja, Miß!"

„Dann kannst du jetzt gehen."

Der Farbige schob sich lächelnd davon:

„Gute Nacht, Gretie!"

Da antwortete das Kind nicht, sondern schloß das Fenster und dachte bei sich: „Das ist ein kecker Junge, aber er weiß was mich freut und kann mir alles zeigen, ich kann ja Dad nicht um solches fragen, und Alfred meinte es wohl freundlich, aber er ist unverschämt, ja ein sehr unverschämter Junge."

Und weder weinend noch lachend schlief sie ein, doch froh im Herzen. Und das Mädchen träumte, wie sonst ein aus dem Schulzwang in die Freiheit

heimkehrender Knabe träumt, von Pferd und Hund und Gewehr und Jagd, und oft pfiffen ihre Lippen und oft schnalzte ihre Zunge und oft brach ein kurzer Jubelruf aus ihrem Munde. Und immer röter und glücklicher wurde das Gesichtchen der schlafenden vierzehnjährigen Grete von Troyna, die wieder auf Stylplaats war, in ihrer heißersehnten Heimat, von der sie als kleiner eigenwilliger Teufel hatte fort müssen und wohin sie nun heimgekehrt war, wie sie meinte, noch ganz als Kind, und wie ihr Vater meinte, schon eigentlich als junges Frauenzimmer.

Über die einsame Farm, deren deutscher Name an den Steinregen erinnert, zogen der Herbst und der Winter, der noch trockener ist, wenn das überhaupt sein kann, als der Sommer, und als sich im fernen Deutschland die Blätter entfärbten und Pflanzen und Getier anschickten zum langen Schlafe und zur Not und zum Hunger und zur Kälte, erwachte am Oranje-Flusse der Frühling. Ein paar Tropfen Regen fielen unerwartet, da war das Veldt plötzlich grün, und im grünen Veldt taten sich in wenigen Tagen die Blüten auf mit ihren heißen gelben und roten Farben, und zwischen Blüten und Gras wieder riefen Tausende und Abertausende von Zikaden und Grillen und Cunjas, und schließlich war ein Tönen und Rufen und Schreien und Orgeln überall in der Luft und über dem Wasser und auf der Erde und in der Erde und ein sich Recken und

Strecken und Regen und Bewegen, als sei das Paradies aufgesprungen, und als müsse es ewiglich nun fortbestehen, und als habe jeder und jedes sein ganz besonders wichtiges Recht in dem neuen Gottesgarten.

Im Herbst war Troyna unstet geworden, wie er es vorausgesehen hatte. Wenn ein Mann einmal seinen Kurs ändert, tut er's nicht, um von heute auf morgen wieder zurückzufallen in seine alte Richtung. Die meisten Männer haben ein schier unendliches Beharrungsvermögen, und viel mehr als Nutzen und Schaden und Gut und Böse, selbst als Lust oder Unlust, hält sie die Gewohnheit auf ihren eingeschlagenen Wegen. Unstet blieb Troyna auch im Winter und war's, als der Frühling kam. Ein paar Wochen nach seines Kindes Eintreffen hatte er es noch wohl ausgehalten zu Hause. Das war die glückliche Zeit gewesen, in der er und Grete echte Freundschaft schlossen, in der er sie schießen lehrte, in der er ihr erzählte vom Geheimnisse von Stylplaats, von den Waffen im Hause, daß sie ganz stolz wurde. Dann ging ihm plötzlich der Gesprächsstoff aus. Zu Hause quälte ihn versteckt das Bastardmädchen. Befand er sich einsilbig neben seiner Tochter, so schien ihm, als suche die etwas an ihm zu ergründen. Die Ritte mit ihr aber hatten ihm wieder Lust gemacht zu der Freiheit der großen und weiten Räume und Ebenen, und eines Morgens fragte er sie:

„Kind, kann ich wohl gehen?"

Da lachte sie ihn an, obschon es ihr ein bißchen unheimlich war:

„Aber natürlich, Vater, du sollst hinaus und sollst nach deinen Freunden sehen!"

Er antwortete:

„Ich glaube wirklich, daß ich's sollte; gerade wo wir so wenig Weiße hier sind, heißt's den Zusammenhang wahren. Zudem bin ich doch meistens daheim, und bin ich's ein paar Tage nicht, so hast du ordentliche Leute hier, und Alfred kann mit dir reiten, und die neue Missionsstation ist nahe!" Grete sagte: „Ja, Alfred kann mit mir reiten!" und dachte: „Leute, ordentliche Leute, haben wir die eigentlich hier? Aber das macht wohl nichts, ich werd' sie ordentlich machen, wenn sie es nicht sind. Dann die neue Missionsstation —. Das ist komisch von Vater. Selbst reitet er drum herum." —

Und Troyna war nicht meistens daheim, sondern er war meistens nicht daheim, auf der Jagd, beim Poker und an der Grenze und über der Grenze. Im Herbst war's ihm eine Leidenschaft, im Winter wär' er schon lieber zu Hause geblieben, vielleicht nur seines Kindes wegen. Wer weiß? Aber die Unruhe hatte nun einmal Gewalt über ihn, und wie unterwegs sein heimatliches Dach, so lockte ihn, war er zu Hause, schließlich die Ferne wieder mit aller Macht. Der Frühling macht erst recht keinen Menschen ruhiger, und im September und Oktober des Jah-

res 1903 sah Grete ihren Vater viermal. Dreimal je einen Abend und Morgen auf Stylplaats und das viertemal an der schlechten Furt durch den Oranje. Da stießen Vater und Tochter zum gegenseitigen Erstaunen aufeinander und fühlten beide etwas wie Beklommenheit, als sie sich auf ein paar hundert Schritte erkannten, und keiner wußte recht, warum ihm das Blut ganz plötzlich, ganz kurz, aber deutlich fühlbar zu Kopfe fuhr.

Grete war mit Alfred, sie hatte viele Stunden im Sattel gesessen, um her zu gelangen und endlich den viel versprochenen und viel besprochenen Adler zu schießen. Troyna stand mit van Coller zusammen lässig hingelehnt an eine Steinwand. Er spielte mit den Patronen im Bandelier, während der schlaue und übel berüchtigte Bur ihm eifrig etwas zu erzählen und einzureden schien. Ein Bondelzwartjunge hielt hart am Flusse zwei Ponys. Van Collers räudiges Tier rupfte an einem Busche herum in der Nähe der beiden Männer. Es ließ ab, stellte die kleinen breiten Ohren hoch, schnaubte und wieherte kurz. Van Coller merkte auf, ohne seinen Redestrom zu unterbrechen. Troyna blickte gleichmütig hinüber, er mochte meinen, das Zeichen gelte den Ponys am Flusse.

Alfred, der neben Grete schritt und beide Pferde den steinigen Paß hinunterführte, hörte und sah gleichzeitig die Männer. Er blieb augenblicklich stehen.

„Gretie, pst, halt! Da ist dein Vater mit Minheer van Coller."

„Was, Dad? Wirklich?", und während sie hochmütig voranschritt und dem sich etwas zurückschiebenden Jungen zusprach: „Warum halt? Fürchtest du dich vor dem Herrn?", glitten ihr ganz ungewohnte und unbequeme Einfälle durch den Kopf.

„Mir ist doch unangenehm, daß ich Dad hier treffe. Warum? Weil Dad den Herrensattel nicht mag für mich? Lächerlich. Dad paßt nicht zu mir und Alfred, wenn wir zusammen sind, ganz gewiß nicht!" Sie machte unwillkürlich eine wegstoßende Handbewegung und warf den Kopf noch weiter zurück dabei.

„Im übrigen will er's ja selbst so. Und hier ... ich, ich brauche Dad so nötig." Sie fuhr sich über die Stirn, wieder willenlos. „Was? Ist das wahr? Brauch' ich Dad? — Na, das Haus braucht ihn sicher. Die Farm braucht ihn. Die Leute sind ungezogen. Was tät' ich ohne Alfred? Und Dad ist hier. Ein paar Stunden von mir, aber hinüber kommt er nicht. Zu mir nicht. Ich sollt's ihm eigentlich sagen. Ich sollt's ihm auch sagen, daß Ellen immer frecher wird. Aber vor diesen Leuten?!" Sie schüttelte den Kopf ungeduldig und verächtlich. „Fällt mir ein! Und überhaupt. Auch Dad soll nicht glauben, daß ich ihn nötig hätte, daß ich einen Menschen so nötig habe. Denn ich hab' einen Menschen nötig, der mich versteht, und der mir jetzt

hilft. Hilft? Ach was. — Oder doch, ja, hilft, hilft. Ich weiß nicht bei was, aber — die mother superior... Wenn die vielleicht da wäre. Aber sie müßte reiten, denn wer mir helfen soll, der muß reiten, der muß ganz so toll sein wie ich, ganz so." Und Grete lachte laut auf. Wie manchen starken Naturen war ihr im Augenblick der Seelennot schon ein derbkomisches Bild aufgetaucht. Sie sah die gute, dicke, alte irische Nonne mit ihrer ganz unafrikanischen Ängstlichkeit, wie sie zittern würde auf einem jungen frischen Gaule, der von dem Geschrei und den wehenden Schauben geschreckt immer schärfer mit ihr dahinführe.

„Gretie, du lachst? Dein Vater sieht böse aus!" sagte Alfred von hinten und blieb noch mehr zurück. Troyna sah böse aus. Gerade in dem Augenblick, als van Coller mit seinem Geschwätze zu Ende war und er ihm seine Meinung sagen wollte, hatte der Bur mit dem eigentümlichen wässrigen Lächeln, das Troyna an dem Volke nicht mochte, ihm dadurch die Entgegnung abgeschnitten, daß er den Pfad hinaufwies: „Es ist Ihre Tochter, Herr von Troyna, mit dem Hundasi. Ein hübsches ‚meisje' und ein verteufelt hübscher Kerl, der Hundasi, wie seine Schwester, gerade wie seine Schwester Ellen."

„Grete? Der Kuckuck auch!" Und wie bei dem Kinde, wurden bei ihm auf einmal die Gedanken kribbelig wie Ameisen, denen man in den Bau hineinstört.

So weit trieb sich das Kind umher und immer mit dem faulen Halunken, mit Alfred. Und sogar dem alten verächtlichen Gesellen da vor ihm fiel das auf, der eben eigentlich einen Hieb verdient hätte, sogar dem. Das war nun schon die dritte Bemerkung in der letzten Zeit. Erst der Missionar, der breitspurige, salbadernde Kerl von der neuen Station, dann sein Freund, der Polizeileutnant, der freilich selbst nur von Hörensagen redete, aber doch warnte, und dieser Schmutzfink. Pu... Was denn tun? Er konnte doch nicht Kinder hüten. Er doch nicht. Und Grete war ihm schon zu alt. Dem Freunde hatte er gesagt: „Gott, sie ist eine Troyna, das muß genügen." Da hatte der geantwortet: „Das weiß ich, das ist ja selbstverständlich, aber bei dem famosen Kamerad von Mädel liegt's überhaupt nicht." Und nu, nu, was nu zu ihr sagen? Denn was sagen mußte man doch.

Und Grete dachte dasselbe wie der Vater: „Vor den andern, was sag' ich ihm? Denn, was wir beide denken, geht die beiden gar nichts an, weder den ekligen alten Mann, der sich nie wäscht und immer so katzenfreundlich tut, wenn er auf Stylplaats vorspricht, noch etwa Alfred, denn — ein Hundasl ist er ja schließlich doch nur." Da sie eine Frau war, hatte sie das Richtige gefunden, als Troyna noch an seinem Schnurrbart nagte. Sie winkte dem Burschen und hüpfte in den Sattel. Troyna sah die Tochter an, wie sie heranritt mit aufgenommenem

Randarenzügel und scharfem Schenkeldruck, daß ihr Pony, der brave freundliche Kerl, wunder wie übermütig erschien. Die Falten auf seiner Stirn glätteten sich.

„Reinweg ein Mädel zum Verlieben, und schlau!" er lächelte schon. „Weiß, daß vor jedem, der gut zu Pferd sitzt, jeder, der vor ihm steht, sich so'n bißchen klein fühlt und erst recht 'n Mann vor 'ner Frau."

Van Coller sagte: „Allemachte, etwas ist sicher, Miß von Troyna kann reiten."

Grete kam zur Stelle, sie grüßte mit der Peitsche und neigte sich dazu, und ihr Gesicht war voll Schelmerei:

„Hallo, mein Dad!"

Troyna stand auf, nahm den Hut ab und küßte dem Kinde mit einer Bewegung die Hand, als stände er vor irgendeiner Königstochter in Europa. Der Bur und der Farbige sahen fast verwirrt zu.

„Grete!"

„Ich bin froh, daß wir auf dich trafen, Dad, denn ich wollt' dich einladen."

„Einladen, Grete?"

„Gewiß, Dad! Ich habe dich so lange nicht gesehen, und du mußt doch deine Pläne machen können, da wollte ich rechtzeitig sein. Am fünfzehnten, Dad, ist mein Geburtstag, darf ich dich bitten, den mit mir auf Stylplaats zu feiern, Dad?"

Troyna verbeugte sich: „Ich danke, Fräulein von Troyna, ich werde mir erlauben, am vierzehnten

auf Stylplaats zu sein. — Aber Grete, du wirst doch fünfzehn, nicht?"

„Ja, Dad!"

„Wie groß du bist, wie groß; ganz 'rausgewachsen aus deinen Kleidern!"

„Nun, Dad, davon reden wir zu Hause, nicht wahr? Jetzt sag' ich auf Wiedersehen, wenn du gestattest."

Troyna aber freute sich wieder zu sehr an seinem Kinde, um so schnell mit ihr fertig sein zu können. „Den Paß hinauf laß mich dein Pferd führen, Grete." Er wartete die Antwort nicht ab, sondern schritt voraus, und zwischen Vater und Tochter ging ein heiteres Gespräch hin und her voll launiger Höflichkeit, daß die beiden anderen, die folgten, immerfort verwirrt blieben; und der Spott, mit dem sie sich wohl gern innerlich geholfen hätten, wollte ihnen nicht kommen. Auf dem Neck trennten sich Vater und Tochter. Grete ritt schweigend zurück nach Stylplaats und rief Alfred nicht mehr an ihre Seite durch all die vielen Stunden, und unten am Flusse machte sich Troyna schnell von van Coller los.

Die Feiertagsstimmungen des Lebens dauern bei den Menschen nicht lange. Viele wundern sich darüber, und ein paar ärgern sich sogar, daß das Orgelspiel und Glockenläuten im Herzen so plötzlich, so echolos verklingen kann. Und doch, es ist schon gut,

denn das, was so reich erscheint an allen möglichen Keimen, hat schließlich nur einen Ruhewert, und eine Tat wächst nie daraus. Die Taten werden unter den gewöhnlichsten Härten und Nöten des Augenblicks geboren. An seinen Gewöhnlichkeiten wird ein Menschenschicksal und Menschenleben eng oder weit, nie an seinen feierlichen Momenten.

Troyna schüttelte den Kopf über sich selbst am nächsten Morgen: „Mit dem Grübeln ist mir und der Kleinen nicht gedient, aber am 14. bin ich auf Stylplaats, und Donnerwetter noch einmal, vergnügte Tage sollen's sein, denn sie ist zu nett, zu nett. Dann, wer weiß? Dann fällt mir und ihr im Spiel ein, wie wir wieder auf den Pad kommen, auf dem wir zusammenbleiben können. Gott, so'n Kerl wie ich mag ja schließlich sein ganzes Leben abenteuern, und wenn man auslöscht draußen in der Nacht in der reinen Luft durch 'ne Kugel oder 'n Sturz, na 's is gar nicht so schlecht. Aber 'n Frauenzimmer hat eben 'ne andre Weisung!"

Auch Grete strich schon am nächsten Tage wieder mit dem halbfarbigen Burschen herum, der ihr Gespiele geworden war, und war besonders gut zu ihm, als wollte sie ihn vergessen machen, daß er ihr vor knapp vierundzwanzig Stunden plötzlich so wenig gegolten hatte, und vielleicht entschuldigen, daß er ihr, wenn der Vater endlich da wäre, wieder und dann für immer wenig gelten sollte. Alfred tat erst mürrisch, als aber die weiße Herrentochter, die mit

ihren schmiegsamen und straffen Gliedern so geschickt war zu allem, und so mutig und so hochmütig zuweilen, freundlich und zart blieb, kam seine Natur heraus. Und Grete von Troyna, die aus dem fahrigen, kecken Schlingel einen ihr fast hündisch ergebenen Vertrauten bei ihren kleinen Tollheiten gemacht hatte, und Alfred der Hundasi wurden scheinbar noch einmal wie zwei vergnügte Kinder. Grete fand's lustiger und hübscher als alles, was bisher gewesen war, und nur dankend, wie sie meinte, rüttelte sie doch selbst immer mehr an der festen Schranke, die sie mit ihrem gesunden, herben Sinn vor kaum Jahresfrist um sich aufgebaut hatte. Sah sie den Jungen an, dann war ein weicher Glanz in ihren Augen, und es verwischte sich ihr zum ersten Male, daß er zu einer anderen Rasse gehöre als sie, und auch das merkte sie nicht, daß seine Augen klein und heiß und stechend wurden in Erwiderung ihrer Blicke, und daß seine Hände zögernd aber gierig nach ihr zu greifen wagten im Spiel, denn diese Hände störten sie nicht mehr.

Der Geburtstag kam immer näher, und Grete zählte schon die Tage bis zu des Vaters Ankunft und war nicht ganz so glücklich dabei, als sie sein wollte, und verstand sich nicht. Desto mehr arbeitete sie darauf los, daß der Mann alles in Ordnung finden sollte bei seiner Heimkehr, in einer Ordnung, wie sie nie mehr gewesen war seit Mary von Troynas Tod. Und sie sagte zu Alfred und Ellen: „Wenn

Vater jetzt wiederkommt, dann müssen Wohnhaus und Stall und Kraal und Farm aussehen, als lebte Mutter noch, und als sei er überhaupt nie fortgewesen.“ Ellen widersprach nicht, die senkte immer den Kopf, wenn Grete redete, aber sie half auch kaum oder doch nur zum Scheine, und Troyna ahnte nicht, daß sein Mädel mit festzusammengepreßtem Munde stets im ersten kühlen Frühlicht hinüberschritt zu den verwahrlosten Pontoks seiner verwahrlosten Boys und Bambusen und die faulen, verwilderten Kerle weckte und zur Arbeit trieb, und daß das wackere junge Ding müd und bleich aussah wie nie vorher und sich stets von neuem vorsagte:

„Vater ging fort, weil er meinte, ich werde zum Rechten sehen können.“

Grete selbst wußte nichts von ihrem Aussehen und wußte nicht, daß die Arbeit sie nur dann freute, wenn sie einmal etwas falsch angab und Alfred sie beiseite schob und ihr sagte: „Ach was, Gretie, das macht man so und nicht wie du willst.“

Als es noch vier Tage waren bis zu Troynas Ankunft, erschien van Coller auf Stylplaats. Grete stand bei dem kleinen Staudamme, den sie reinigen ließ, als Samuel, der alte Kapkaffer, den Bur meldete. Dem Mädchen, das sich gleich dem Hause zuwandte, kam der Fremde entgegen. Er lächelte, und das Kind ärgerte sich schon im voraus an ihm.

„Ich sag' ihm nicht, daß er absatteln soll, obwohl

er s schon von selbst getan haben wird, und ich bitt' ihn ganz sicher nicht hinein. Mag er denken, was er will. Ich habe keine Zeit, dabei zu sitzen, wenn er Schnaps trinkt und dumme, langweilige Reden führt, und ich mag ihn nicht, und Dad mag ihn ja auch nicht."

Van Coller erreichte sie und gab ihr auf Bauernmanier ohne Druck die naßkalte Hand und versuchte sehr treuherzig und väterlich dreinzusehen.

„Guten Morgen, Nichte! Wie geht's mit Ihnen?"

„Guten Morgen, Herr van Coller."

„Ich muß mit Ihnen sprechen, Nichte, hm, Miß von Troyna!" er sah nach dem Hause hinüber.

Grete nickte.

„Bitte, ich habe zu tun, es geht wohl hier."

Grete sah, daß ihn die nach seinen Begriffen unerhörte Kürze und Ungezogenheit beleidigte, denn das Süßliche verschwand aus seinem Gesichte, und eine häßliche Fratze stierte sie böse an, aber er wurde gleich von neuem freundlich.

„Ich komme von Ihrem Vater, Miß von Troyna, der schickt mich."

„Dad?"

Vordem er antwortete: „Ja, wahrhaftig, von Herrn von Troyna!" lachte Grete schon innerlich: „Der, von Dad? der lügt ja, der lügt ja ungeheuer."

Und aufhalten konnte sie die Worte nicht mehr: „Na. Nun bin ich aber neugierig!"

Van Coller, dem seit sechzehn Jahren die englischen Polizisten jenseits und die deutschen Schutztruppler diesseits der Grenze aufpaßten ohne Erfolg, auf den alle weißen Männer nah und fern der Grenze bei allen Verbrechen, Vergehen und Übertretungen Verdacht hatten, und der es doch fertig brachte, auf eine Art Gutfreund zu sein mit allen, sah das Mädchen vor ihm wieder an und wieder ohne Lächeln. Aber wo kurz vorher Bosheit drohte, sah Grete jetzt nur tastende Dummheit.

„Nun denn, van Coller, was trug Ihnen also Herr von Troyna auf? Es interessiert mich sehr, das zu hören, denn Sie wissen ja wohl, daß ich meinen Vater erwarte?"

Van Coller nahm den verblichenen Filz mit dem schwarzen Kreppband vom Kopfe und fächelte sich.

„Ich merke, Sie sind ärgerlich, Miß von Troyna. Allemachte ja, Ihre Schepsels haben Sie wohl geärgert. Die ärgern jeden. Und Sie haben viel Arbeit. Ja, ja, ich weiß das. Da will ich rasch machen, Miß von Troyna. Nun, passen Sie auf, Miß von Troyna!" Er trat ihr ganz nahe und faßte nach ihrem Kragen, und sein Atem traf immerfort ihr Gesicht, daß sie den Kopf hin und her wand, um dem zu entgehen, während er nun eifrig mit halber Stimme auf sie einsprach.

„Miß von Troyna, in Warmbad sind die Bondels aufgestanden gegen Ihre Duitsers. All die Duitsers dort sind totgeschossen. Der Kapitän Ab-

ram Christian hat den Orlog befohlen, und seine Boten sind da. Jetzt beginnt's hierlands. Hören Sie, hier! Sie haben da Waffen im Hause, die müssen fort, sonst geht's uns allen schlecht. Ich soll Ihnen sagen, daß wir die Gewehre morgen holen kommen in der Nacht. Sie müssen mir die Schlüssel geben und mir alles zeigen!"

Grete riß sich los.

Wie der log!

Sie warf den Kopf zurück und schloß die Augen und zog die unverdorbene Luft ein.

„Nun, Miß Troyna?"

„Wo ist ein Brief von Vater?"

„Ich habe keinen, aber Sie hören ja!"

„Ohne Brief von Vater gebe ich keinen Schlüssel her, und niemand kommt ins Haus."

Sie sah auf einmal den Bur wieder lächeln.

Grete dachte und dachte.

„Warum lacht er nur, wo ich es ihm doch verweigerte?"

Und als sie merkte, daß sie doch noch etwas sagen mußte, plapperten ihre Lippen hin:

„Ach, Herr van Coller, Warmbad ist ja so weit, und dann, ich sagte es Ihnen schon, Vater kommt!"

„Ist ganz nahe," wollte sie zufügen, aber ihr fiel ein, „der kann wissen, wo Dad wirklich ist, und meint dann, auch die Rede von Dads Kommen ist Bluff, und ich will, daß er glaubt, daß Dad kommt."

Van Coller schüttelte ihr zum Abschiede die Hand,

und sie sprach noch einmal, wieder nur so mit den Lippen:

„Also sagen Sie meinem Vater, er möge das alles lieber selber tun,“ und dann war der Bur gegangen.

Grete stand und stand, und es dauerte eine Stunde, da sah sie van Coller abreiten, und ein Farbiger war bei ihm, der ihr ein Unterkapitän von der nächsten Werft zu sein schien, und die beiden Leute winkten nach dem Hause zurück, denn sie glaubten sich ungesehen.

„Ellen!“ murmelte das wartende Kind, und schlug sich dann plötzlich mit der Faust an den Kopf: „What an idiot I am, what an idiot! Gott, o Gott, o Gott! Der wollte ja nur wissen, ob Waffen da sind, und weiß es jetzt, weiß es jetzt freilich von mir. Von mir!“ Ihre Zähne schoben sich hart aufeinander, und ihre Nägel schnitten hinein in ihre Handflächen, und dann, dann rollten ihr zornige Tränen über die Wangen.

„What an idiot, what a criminal idiot!“

Da kam Alfred.

„Gretie, die Boys hören auf zu arbeiten.“

Sie wandte ihm schnell den Rücken:

„Sag' ihnen, daß ich komme!“

Dann folgte sie ihm, und niemand sah dem langen starken Kinde im dürftigen Schottenkleide an, daß es geweint hatte. Die Bambusen fingen wieder zu arbeiten an, als sie ihre Stimme hörten, aber etwas

merkte Grete, daß eine Unlust und ein Eigensinn und dann und wann selbst eine Keckheit und Frechheit in der Farbigen Wesen war, die über das gewohnte Maß hinausging, doch rügte sie es nicht, so zornig war sie über sich selbst.

Am nächsten Morgen kam Samuel zu Grete:

„Miß, die Hälfte aller Boys ist fort."

Sie fragte: „Warum?"

Der alte weißhaarige Kaffer, der schon halb kindisch war, zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß nicht, Miß, all die gehören nicht zu meinem Volk."

Kurz danach kam Alfred und meldete dasselbe, auch er konnte ihr keine Antwort geben.

Grete hieß den Rest der Leute an den Staudamm gehen. Sie hörte, wie sie die Werkzeuge aufnahmen, nach ein paar Schritten kehrten sie um und stießen sich vor der Stoep hin und her und riefen nach Grete. Dem Kind ward's schwer hinauszugehen, es lag ihr aber dran, selbst zu erfahren, was denn geschehen sei. Die Leute verlangten ihren Lohn, sie müßten fort. Grete sagte ihnen, sie könnten nicht gehen, just wenn es ihnen passe, das wüßten sie. Überdies habe sie kein Geld da, dafür sei der Herr nahe. Dem könnten sie morgen, spätestens übermorgen alles sagen. Die Eingeborenen schienen ihr gar nicht zugehört zu haben und verlangten, sobald sie gesprochen hatte, dasselbe wie vorher. Grete kannte die Art und ließ ab zu verhan-

deln, aber vordem sie zurücktrat ins Haus, wandte sie sich noch einmal an die beiden besten Boys:

„Warum wollt Ihr übrigens gehen? Ich muß es wissen."

Der eine antwortete nicht und verlangte nur wieder seinen Lohn, der andere murmelte etwas von zu viel Arbeit.

„Guter Gott, Arbeit?" Grete lachte bitter. „Daß Dad diese so hat verludern lassen." Dann wiederholte sie kurz ihren Befehl:

„Ihr geht zum Staudamm und macht den verfaulenzten Morgen wett!" Darauf trat sie in das Haus zurück, und die Bambusen schwiegen. Nach einer Weile klopfte Alfred:

„Gretie, sie sind alle fortgegangen, und die Frauen und Kinder auch, nur Samuel ist noch da."

Sie sah ihn nicht an, und er wunderte sich, daß sie mit solch gleichgültiger Stimme verlangte, er solle ihr Pferd satteln, aber nur das ihre, sie wolle allein reiten.

Als sie im Sattel saß, zögerte sie einen Augenblick, dann jagte ihr Pony voran, und da sie die Gerte gegen ihre Gewohnheit brauchte, redete sie dem Tier zu: „Wir müssen uns eilen, Plum. Zur neuen Missionsstation sind's zwei Stunden, und ich darf's nicht leid werden, daß ich mir dort Rat holen will. Rat brauch' ich diesmal. Denn eins ist sicher, ich hab' bewiesen, daß ich eben doch nicht zum Rechten sehen konnte. Ich hab' an diesen

12*

Menschen Vaters Geheimnis weitergegeben. Mir sind Vaters Bambusen weggelaufen. Ich, ich, ich. Und da sitz' ich nun, und übermorgen kommt Vater."

Sie war sehr bitter, und bei all dem vielen Ärger über sich selbst hing sie kaum einmal dem übrigen Gerede des Buren von tagsvorher nach.

In den meisten Kolonien gibt's zwei Arten von Menschen, die zugewanderten Weißen, die den verrücktesten Aufstandsgerüchten immer gleich ein williges Ohr leihen, und die geborenen Kolonisten, die das Wesen der unterworfenen Fremdvölker so gut zu kennen meinen und so gering achten, daß sie die bestimmteste Nachricht verlachen, und erst auf das Höchste erstaunt zur Waffe greifen, wenn es schon um sie knallt. Grete war in der Kolonie geboren und verachtete die trägen, schmutzigen, feigen und viel betrunkenen Bondelzwarts und Bastardhottentotten in ihrer Nachbarschaft über alle Maßen. Unterwegs begegnete sie einem Trupp von zwölf Leuten, Burschen und Frauen von Stylplaats waren darunter, alles gröhlte, und der Fusel stank bis zu ihr herüber. Grete sah nicht hin. Als sie vorüber war, schüttelte sie sich vor Ekel:

„So was soll wagen gegen die Weißen die Hand aufzuheben? So was ganz Niederes soll einen Mann totschlagen wollen wie — na, wie meinen Vater etwa!" — Das Dach der Station tauchte vor ihr auf, da redete sie noch einmal laut vor sich hin:

„Gott, wenn ich doch ein Jung' wäre! Ja, ja. Dann käm' ich nicht zu fragen, ohne recht zu wissen, was ich erfragen will. Dann hätt' ich den alten Fuchs lachend fortgewiesen; und die Bambusen heute, die hätte ich mir alle einzeln mit dem Sjambok zurückgeholt. Und — Ellen — Ellen — ja, das merkte ich dann gar nicht, wie die so gegen mich ist und gegen mich schafft. Das merkt nur ein Mädchen. Wär' ich ein Jung' und brauchte niemand, niemand!" Auf der Station, die irgendeiner britischen Missionsgesellschaft gehörte, war nur die Frau zu Hause. Als Grete es erfuhr, wäre sie am liebsten umgekehrt. „Ich bin doch nicht gekommen, um einer Frau womöglich einen furchtbaren Schrecken einzujagen."

Doch die trat schon heraus, ein junges, hageres Weib mit quäkerartig zurechtgemachtem Haar und Kleide. In gebrochenem Deutsch sprach sie Grete an: „Gute Morgen, mei Kind, du bist Grete van Troyna, bist du nicht?" dabei sah sie Grete prüfend von Kopf zu Fuß und von Fuß zu Kopf an, und ihr Gesicht wurde streng.

Grete fühlte schnell heraus, daß sie der Fremden durchaus mißfiel, gleichzeitig aber merkte sie in sich eine Überlegenheit ihr gegenüber, so viel älter die immer schien, und wurde froh.

Rat? Von dieser da Rat holen? Nein, das Ratholen war also nun, Gott sei Dank, unmöglich.

Laut sagte Grete:

„Sprechen Sie bitte ruhig englisch. Das ist meiner Mutter Sprache gewesen, und in meiner ganzen Schulzeit habe ich nichts anderes geredet. Besuchen habe ich Sie natürlich längst wollen, aber Sie wissen ja, ich bin viel allein oder war's doch. Vater hatte auswärts zu tun, er kommt nun übermorgen zurück, dann werden wir uns wohl beide in aller Form vorstellen und sehen auch vielleicht Sie beide bei uns." Und da die andere nicht gleich antwortete, fuhr Grete fort:

„Nicht wahr, Sie sind kurz im Lande, überhaupt kurz in Afrika? Da wird Ihnen natürlich manches fremd sein? Wie mir, wenn ich etwa nach Deutschland käme."

„Fremd? — Nein, Kind. Das Rechte ist einem natürlich nirgends fremd, und das Unrechte soll es immer und überall bleiben. In dies Land zu unseren farbigen Brüdern bin ich freilich erst seit kurzem gekommen. Wenn dein Vater uns aufsuchen will, wird es uns freuen. Mein Mann hat aus bestimmten Gründen längst wieder mit ihm reden wollen. Wir selbst kommen nicht zu Besuchen. Unser Werk läßt uns nicht Zeit, und ich reite nicht, so wie du etwa. Du hast ja dabei einen Gesellschafter. — Nun, wir kennen seine Schwester. Sie kommt letzthin öfters zu uns. Sie ist ein christliches Mädchen. — Ja, ja, mein Mann muß mit deinem Vater sprechen."

Grete war erstaunt, sie spürte eine Absicht und verstand die doch nicht.

Ganz arglos, nur um die Unterhaltung weiterzuführen, sagte sie, als sie drinnen am Tisch saß und eine Tasse Tee vor sich hatte:

„Da verkehren also unsere Leute hier."

Das einsame Kind, das sich von klein auf stets hatte durchsetzen müssen, hatte immer einen spröd-spöttischen Ton in der Stimme. Ihn nur hörte die Frau heraus, und ihre Kühle verließ sie:

„Wir sind da für alle, die uns nötig haben, mein Kind, verstehst du wohl? Natürlich für die am meisten, die das suchen, was wir zu geben haben und was ja leider nicht überall gilt."

„Nun habe ich sie böse gemacht, aber sie ist komisch." Grete tat's leid. „Die arme fremde Frau. Ach was! Jetzt erzähl' ich ihr doch von zu Hause, dann denkt sie wenigstens, sie kann mir helfen, und das macht sie vielleicht wieder gut." Sie würgte ein bißchen dran:

„Ja, das wollte ich ja erzählen. Heute — ich lass' ein wenig Ordnung schaffen und arbeiten vor Vaters Kommen, damit er eine kleine Freude hat, und weil ich doch achtgeben sollte, und deshalb ist mir unangenehm, was geschah, nun also heute — sind mir unsere Bambusen weggelaufen, alle außer Ellen und Samuel, nun und natürlich außer Alfred. Und ich hab' sie ganz betrunken unterwegs gesehen."

Die Missionarin nickte:

„So, so, ja, ja. Bei den Deutschen bleiben die Leute vielleicht nicht gern. Nein, nein. Das ver-

stehst du noch nicht, liebes Kind. An dem deutschen Regiment ist sehr viel auszusetzen. Das ist unsere Ansicht. Und dann, das ist ja sehr schlimm, es tut mir auch sehr leid für dich, aber wo Unregelmäßigkeiten, um ein leichtes Wort zu brauchen, wo also Unregelmäßigkeiten in weißen Häusern heimisch sind, was kann man da von den armen unwissenden Farbigen verlangen?"

Sie stand auf und strich Grete ganz freundlich über das störrische Lockengeriesel:

„Du solltest anfangen, deine Haare aufzustecken, mein Kind!"

Grete würgte noch mehr:

„Gestern war van Coller bei uns. Sie wissen doch? Der Bur. Der verlangte, — der verlangte — nun, er sagte," — Grete wurde plötzlich ganz rot, „daß ich ihm ein bestimmtes Gewehr Vaters geben solle, Dad schicke ihn, und ich weiß ganz genau, daß Dad ihn nicht geschickt hat."

Die andere sah gelangweilt drein:

„Die Buren, Kind, die sind alle schlimm, die lügen alle. Die schaden unserem Werke in Südafrika überall. Van Coller aber ist gerade nicht der schlechteste. Er hat uns manchen Dienst getan. Vielleicht hast du ihn mißverstanden."

Grete schüttelte energisch mit dem Kopfe.

„Mißverstanden hab' ich van Coller nicht, und ich find' gar nicht, daß alle Buren schlimm sind und lügen. Vater auch nicht; Vater sagt, nach den Trek-

buren, die zu stinkfaul sind zu allem, darf man ein ganzes Volk nicht aburteilen, das sich mit Weib und Kind gegen eine Wildnis durchgesetzt hat und allein die Eingeborenen richtig behandelt. Gute und Schlimme gibt's bei denen wie bei uns."

Die Frau räumte die leeren Teetassen zusammen, sie murmelte etwas von deutschen Meinungen. Grete ging ihr zur Hand, als sie einen Korb mit Flickarbeiten heranschleppte, dabei fuhr ihr's durch den Kopf: „Die ist kaum zu erschrecken, also erzähl' ich ihr auch das andere." Sie tippte der Frau auf den Arm und fing an:

„Ja, und dann erzählt van Coller noch etwas, was jedenfalls erlogen sein muß, also dürfen Sie sich deswegen nicht ängstigen. In Warmbad sei nämlich der Aufstand ausgebrochen." Sie unterbrach sich einen Augenblick, denn die Nachricht, daß dort alles totgeschlagen sei, schien ihr doch immer noch zu aufregend für die Fremde, die Afrika mit seinen beständig umlaufenden Lügengeschichten nicht kannte.

„Und denken Sie nur," fuhr sie fort, „unser Freund Abram Christian in Haib, der feige Erzschelm, soll den allgemeinen Orlog befohlen haben."

Bis dieser Name fiel, hatte die Zuhörerin doch erschrocken drein gesehen, nun lächelte sie überlegen:

„Abram Christian, nein, nein, Abraham Christian ist ein ordentlicher Mensch und ein gelehriger Schüler meines Mannes. Das zeigt nun freilich, daß alles

unwahr ist." Grete stutzte zum ersten Male, ihr, die wirklich kein Wort von der ganzen Aufstandsnachricht geglaubt hatte, fiel plötzlich eine gelegentliche Bemerkung des Vaters ein, daß Abram Christian seit Jahren schon aus aller christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen sei. Dazu schob sich, weiß der Himmel, wie ihr das plötzlich zusammenkam, etwas, das ihr der Kappolizeileutnant in tiefem Ernst erzählt hatte. Der hatte gesagt: „Wenn die Namas Vieh stehlen wollen, dann werden sie alle zuerst ganz fromm und gehen zu den Missionaren und bitten die, daß sie für sie beten."

Sie sah die Frau an:

„Abram Christian ist doch schon vor vielen Jahren aus der christlichen Gemeinschaft ausgestoßen worden?" Da erwiderte die Engländerin ernst:

„Das mag sein, du kennst wohl auch noch das Gleichnis vom verlorenen Sohne? Solche gibt es bei den Farbigen und bei den Weißen, mein Kind. Mein Mann führt Abram Christian eben zurück zum Herrn, und gerade deshalb freue ich mich und möchte nicht, daß man dem Reuigen es schwer macht durch üble Nachrede und Erinnerung."

Das Mädchen fühlte sich gemaßregelt, und da ihr schien, ihr Pony habe lang genug gerastet, nahm sie Abschied. Die Frau begleitete sie hinaus und reichte ihr die Hand hinauf, als sie fertig war, und sah sie wieder streng an wie beim ersten Begegnen eine Stunde zuvor:

„So, mein Kind, es war mir lieb, daß ich dich kennen lernte. Nun möchte ich dir etwas sagen. Was deutsche Sitte ist, weiß ich nicht, ich war nie in Deutschland. Deutschland geht mich auch nichts an. Du aber hast eine schottische Mutter gehabt. Du bist jetzt fünfzehn Jahre. Du bist groß und stark und siehst älter aus und bist überhaupt kein Kind mehr. Junge Damen aber sitzen nicht rittlings zu Pferde. Und vor allem, du gehörst in andere Kleider, heraus aus dem ausgewachsenen Kinder Kilt und den kurzen Strümpfen, und hinein in einen ordentlichen Rock. Der braucht ja nicht bis auf den Boden zu reichen. Was du da trägst, ist Jungentracht, oder meinethalben im Hochlande Männertracht. Wir sollen Vorbilder hier sein. Wir lehren die farbigen Mädchen Schamhaftigkeit. Was hilft das, wenn du so unbedacht herumstürmst?! — Und dann — doch von Alfred und Ellen werden wir zu deinem Vater sprechen, und nun behüte dich Gott, denn du bist ja unschuldig an allem."

Grete ritt schweigend und verwirrt ihres Weges. Nach einer Weile spottete sie vor sich hin: „Ich komm' um Rat wegen ernster Dinge und hör', ich soll das Haar aufstecken, und bei uns Deutschen sei was nicht in Ordnung, und Ellen sei ein christliches Mädchen, und der Erzlump Abram Christian, der so viel trinkt, sei ein verlorener Sohn, der heimkehrt, und alle Buren seien schlimm, nur der elende van Coller nicht, und ich dürfte keinen Kilt mehr tragen

und nicht rittlings reiten dieser schmutzigen Bastardmädchen wegen. Good God, Dad, wenn du das alles gehört hättest, wenn du doch dagewesen wärst?! Aber nein, dahin sollst du nicht, Dad! Zu denen nicht. Die drehen ja alles herum. Nein, nein, nein."

Und ihre Gedanken suchten den bewunderten und heißgeliebten Vater, und bald rief sie wieder, als ritte er an ihrer Seite, und es war eine ganz freie Lustigkeit in ihrer Stimme:

„Hörst du, Dad, ich soll kein Kind mehr sein. Ich kein Kind mehr? Ja, wie denken sich denn die Menschen das, wenn ich da so als Erwachsene auf Stylplaats sitzen soll? Hu, hu, hu, hu!"

Ihr Pony verstand das Signal falsch und schoß seine Beine heraus, so toll er konnte, und während er hinstürmte, riß Grete ihr Mützchen ab und schüttelte den Kopf hin und her, hin und her, und ihre Augen blitzten, und sie war froh wie noch nie an ihrem schweren flatternden Lockenhaare und an der Spannkraft in ihrem jungem Körper und an ihrer leichten Schottentracht, die sie nirgends einschnürte und hinderte, und an ihrem Sattel und an ihrem Tiere, und sie fühlte nicht, wie die Sonne brannte. Für sie war nur der goldene Schein da und der tiefblaue Himmel, das Lachen und die Freude.

„Ho, ho, ho, ich behalte mein offenes Haar, ich behalt' meinen Sattel, ich behalt' Kilt und Socken und bleib' was ich bin, denn gerade so hab' ich alles

lieb. Und wer's hindern will, der ist mein Feind, ja, wenn's Dad selber wäre. Ho, ho, hörst du, Dad?!"

Ein anderer hörte sie und rief ihr zu, gesehen hatte er sie seit langem.

„Grete, Grete!"

Aber erst als ihr Tier aufzumerken begann, wandte sie sich selbst erstaunt zur Seite und erkannte Alfred. Sie ließ ihn herankommen:

„Was willst du?"

„Ich wollte dir entgegenreiten, Gretie!"

„Ich sah dich nicht!"

„Du wirst an anderes gedacht haben, Gretie. Du riefst ja immerfort etwas!"

Sie lachte.

„Ja, ich dachte an anderes."

Dann wurden ihre Züge härter:

„Habe ich nicht gesagt, ich wolle allein reiten? Was soll es, daß du gekommen bist?"

Er blieb etwas hinter ihr und antwortete verlegen: „Es ist nicht gut, wenn du allein reitest, Gretie."

Sie schnalzte mit der Zunge.

„Nonsense, kümmere dich nicht um mich, wenn ich es nicht verlange. Jetzt ist zu Hause natürlich alles liegen geblieben."

Er nickte:

„Natürlich ist alles liegen geblieben. Aber es ist besser, daß du heute nicht allein reitest."

Sie hörte den Nachdruck auf dem Worte „heute",

aber sie mochte nicht fragen, denn er stieß sie ab, vielleicht zum ersten Male in dem Maße. Sein Ruf hatte ihre Freude gestört, und die betrunkenen Bambusen, die den Gehorsam verweigert hatten, fielen ihr ein, und Ellen, der er so ähnlich sah, und ein unverstandener Unterton aus dem Gespräch in der Station fing plötzlich bei ihr nachzuklingen an.

Als sie nicht sprach, hub er wieder an:

„Du warst auf der Station, Gretie — ich weiß es, die Spur führt geradeaus, und dein Pferd hat irgendwo gefressen, ich seh' es am Gebiß. Die auf der Station sind gut. Sie sagen auch, daß alle Leute Brüder sind, und daß kein Unterschied ist zwischen den Farbigen und Weißen. Ihr aber macht alle einen Unterschied."

Sie beachtete ihn nicht, aber er fuhr doch fort, als sagte er etwas Eingelerntes her:

„Wenn ein weißer Mann eine farbige Frau nimmt, gar nicht einmal solch eine schmutzige Hottentottin oder ein Buschmannweib oder eines Kaffern Tochter oder selbst ein Bastardmädchen, sondern eine, die selbst eines weißen Mannes Kind ist, da reiten die anderen Weißen um sein Haus herum. Ist das kein Unterschied? — Und ein weißes Mädchen wird nie eines farbigen Mannes Frau, sagt Ellen."

Er starrte vor sich, während er redete. Als er aufschielte, sah er, daß das Kind scharf von ihm fort nach Süden blickte. Er trieb sein Tier neben sie. Grete wies hinaus:

„Was ist das? Es sieht aus wie ein umgestürzter Wagen."

Er antwortete nur:

„Es ist ein umgestürzter Wagen."

Grete fühlte heraus, daß er sie zwingen wollte zu weiterem Fragen, und biß die Zunge und dachte: Sind denn alle Menschen verwandelt seit gestern?

Doch die Stille, die folgte, in die hinein allein die Sättel knarrten, drückte sie, und sie fühlte zum ersten Male den Sonnenbrand; da war sie fast dankbar, als er plötzlich hastig weiterredete, aber je mehr er sagte, desto zorniger wurde sie doch.

„Es ist ein umgestürzter Wagen. Er gehört einem Bastard, der den Bondels nicht gehorcht hat. Da haben ihn die Bondels gestraft. Denn jetzt sind die Bondels wieder Herren hier. Die Bondels machen Orlog gegen die Deutschen, und in Warmbad gibt's schon keine Deutschen mehr. Ja, vielleicht nirgends mehr."

Er fuhr mit der Hand rundum, und ein anderer Klang kam in seine Stimme, die freundlich sein sollte, und es nicht war.

„Ich bin dir darum entgegengeritten, Gretie. Dir geschieht nichts, dir nicht. Auch deinem Vater nicht. Und Stylplaats auch nicht. Ihr braucht euch nicht zu fürchten." — Gretie riß ihr Pferd so hart zusammen, daß es sich fast auf die Hinterhand setzte. Als er die Bewegung sah, schwieg er erschreckt still, aber daß er auf sie prallte, konnte er nicht hindern.

Und das Mädchen sah ihn bleich an vor Zorn, wie der Herr es tat, wenn er zum Äußersten gebracht war, und ganz unwillkürlich schob der Hundasi schützend den Arm vors Gesicht. Da lachte das Kind grell und hart:

„Fürchten? — Wir? — Ich? — Dad? — Ihr seid wohl alle toll geworden!“

Kein Wort ward mehr gewechselt, und als Grete vor dem Wohnhaus endlich hielt, wunderte sie sich selbst, wie kühl und gleichmütig sie geworden war. Samuel lief heran, dem warf sie die Zügel zu:

„Da, reib' Plum tüchtig ab!“ Im Hause fiel ihr ein:

Kann ich nun draußen nicht so Ordnung schaffen, wie ich wollte, so gibt's hier noch genug zu tun; und sie rief Ellen bald: „Du weißt, daß der Herr kommt, wir müssen das Haus rein machen!“

Es war längst dunkel geworden draußen und hell wieder durch den Mond, als Grete merkte, daß sie müde war, und als sie aufhörte zu waschen und zu wischen. Sie wandte sich zu Ellen: „Nun ist's genug. Vaters Schlafzimmer und Mutters Stube mach' ich selbst morgen. Jetzt steck' noch die frischen Vorhänge mit mir auf, dann will ich zu Abend essen und schlafen.“ Stumm leistete die Dienerin die verlangte Handreichung, dann brachte sie das Essen herein und wünschte nachlässig Gute Nacht, und Grete erwiderte: „Nacht, Ellen!“

Sie setzte sich an den Tisch, aber vordem sie zu essen anhub, fielen ihr schon die Augen zu. Sie träumte alles mögliche wirre Zeug. Dadurch, daß es in ihre Träume sprach: „Du hättest lieber zum Reiterposten nach Heirachabis gehen sollen!" wachte sie auf und hörte noch ihre eigene Stimme und antwortete sich auch selbst:

„Jawohl, ich habe heute schon den ganzen Nachmittag nichts anderes mehr gedacht. Heirachabis ist freilich sehr weit. Doch morgen, wenn ich kann, wer weiß, ich reite dann doch noch hin, obgleich Vater ja sicher schon sehr nah ist."

Sie aß und nickte wieder ein und schwätzte wieder vor sich hin, ein bißchen zornig und verärgert, und ihr eigenes Gemurmel weckte sie wieder.

„Herrgott, was ist denn mit mir? — Wenn ich aber wirklich nach Heirachabis soll, dann muß ich ja heute noch in Mutters Stube und Vaters Zimmer, denn sonst werde ich nicht fertig."

Sie stand auf, und es fröstelte sie.

„Was ist nur? Draußen ist warme Sommernacht. Ach," sie gähnte —, „ich bin müde, ich bin sehr müde."

Ganz langsam, und zwischendurch noch stehenbleibend mit geschlossenen Lidern, schob sie sich in die Kammer, die sie und der Vater deshalb Mutters Stube nannten, weil der Toten großes Mädchenbild an der Wand hing und deren eigenste Sachen dort zusammengeschleppt waren von dem Manne

in den längst vergangenen Monaten der wühlenden und quälenden Trauer. Grete öffnete den Kleiderschrank und sah hinein und schlug die Tücher zur Seite und strich mechanisch an den Gewändern hinunter. Als sie die knarrende Türe zurückdrehte, wich plötzlich die Schläfrigkeit von ihr.

„Jemand sieht mich an!"

Sie starrte auf das kleine Fenster. Aber da war nur das hell leuchtende Veldt, und die Cunjas lockten sich von allen Seiten.

„Dad sagt, wenn er zu lange auf war in der Nacht und hier im Hause saß, dann packte es ihn auch manchmal an. Ich bin zu lange auf, oder doch zu müde. Ich kann auch natürlich die Zimmer jetzt nicht mehr machen. Das war ja Unsinn. Schlafen muß ich, schlafen. Vorher seh' ich noch bei Dad nach. Bei Mutter riecht's übrigens immer muffig."

Auf den Fußspitzen ging sie in des Vaters Schlafzimmer nebenan und gleich auf den Leuchter zu, bereit, den anzuzünden, da war von des Tages Wärme die Paraffinkerze umgeschmolzen, daß sie mit dem Docht über den Lichtteller nach unten hing. Grete versuchte sie vorsichtig aufzurichten, aber das Wachs war noch zu weich.

„Das ärgert Dad immer so. Ich brauch' ja auch nur ein Streichholz." Sie griff nach der Schachtel und fror wieder, und ihr fiel die fast spaßhaft gegebene Lehre des Vaters ein, der bei irgendeiner Gelegenheit ihr einmal gesagt hatte: „Du, Grete

wenn man bei uns auf den einsamen Farmen wirklich einmal denkt, es sei etwas nicht ganz in Ordnung, dann zündet man vor allem kein Licht an, sondern handelt im Dunkeln. Der helle Schein beruhigt uns, jedoch er schafft erst ein Ziel."

„Aber es ist doch alles in Ordnung," dachte Grete. „Immerhin brauche ich überhaupt kein Licht. Im Zimmer ist alles zu sehen."

Leise trat sie an das Bett und nahm aus dem Wandkasten rechts eine Pappschachtel und eine Ledertasche. Aus der Ledertasche zog sie die Browningpistole, Patronen aus der Schachtel. Ein paar helle Metalltöne und die Patronen saßen im Rahmen und der Rahmen in der Waffe. Das Kind lächelte unheimlich, als es das kleine blaustählerne Ding sicherte, das der Vater so gern mochte. „Ich bin dumm heute, Dad. Doch hast du sie mir ja dagelassen. Nun nehm' ich sie."

Zufällig fiel ihr Blick auf die zwei Gewehre über dem Bett, Büchse und Flinte und Bandelier. Sie sah die ein paar Augenblicke an, dann, nachdem sie noch einmal nach den Fenstern zu gelauscht hatte, griff sie hinüber und nahm vorsichtig die drei Dinge von ihren Haken.

„Ich will sie doch noch ölen, vordem Dad kommt," murmelte sie und lachte gleich darauf leise: „Was ich mir alles selbst vormache. Als brauchte ich dann den Gürtel dazu. Aber —, ich nehm' ihn doch mit." Sie zögerte. „Ja, doch, auf alle Fälle."

Prüfend drehte sie sich rundum und faßte dann die Gewehre so, daß einer, der von außen hineingesehen hätte, sie nicht an ihr gewahrt hätte. So schlich sie hinüber in ihr Zimmer, und keine Angel verriet sie, nur, als sie bei sich eintrat, zog sie die Klinke rasch zu und ließ den Riegel einschnappen.

„Ach, ach endlich!"

Sie schämte sich ein wenig, aber war gleich sehr froh, als sie sich unter ihren Decken streckte. Doch der Schlaf, der sie so früh gesucht hatte, wollte jetzt nicht kommen. Es wurde ihr sogar schwer, die Augen geschlossen zu halten. Sie wehrte sich gar nicht mehr, sondern starrte hinauf zu dem Segelleinen, das, wie überall im Hause, bei ihr die Zimmerdecke bildete. Draußen kamen kurze Windstöße gefahren, die rüttelten durch das Rietdach hindurch an dem Tuche, schließlich blieb es in Wellenbewegungen. Unter dem Dache wurden die Ratten wach und jagten über das Tuch, daß man ganz deutlich den Druck ihrer Körper sah, und sie quiekften ärgerlich, wenn eine starke Windwelle sie traf und aus dem Wege auf den Rücken warf.

„Daß wir noch so viele Ratten haben, wo's so warm ist. Ich hätt's nie geglaubt, nun muß ihnen Alfred morgen Fallen stellen."

Dann horchte sie auf den Wind, denn der greinte jetzt und warf immer Sand ans Fenster und aufs Dach, ganze Hände voll.

„Dafür hab' ich heute reingemacht, in der Frühe wird alles einen dicken Staubpelz anhaben. Und dies Gejammer macht einen ganz mißmutig. Na, er hat ja einen weiten Weg vom Meere herauf, denn der Wind kommt von der See. Dad sagt, an der Küste ist das Gestöhn noch viel ärger, da macht's ihn sogar krank. Ellen wird schimpfen, wenn morgen unsere Arbeit noch einmal anfängt. Daß ich von ihr nichts höre?!"

Sie lauschte angestrengt. Die Innenwände des Hauses, die keinen festen Abschluß nach oben hatten, sogen in der Nacht kaum das leiseste Wort auf, und die Küche und Ellens Stube lagen nah, aber kein Ton kam daher, dagegen klang Gemurmel aus einem der Außengebäude in den seltenen Augenblicken, in denen der Wind verschnaufte.

„Ellen muß bei Alfred sein."

Grete versank in Halbschlaf, ohne daß sie es wußte. Es ging ganz langsam. Ihre unruhigen Gedanken kreisten um die beiden Geschwister, erst klar und weit, dann immer enger, immer enger. Ein paarmal, wenn sie dem vollen Erwachen wieder näher kam, redete ihr irgend etwas vor:

„Was willst du denn? Du bist ja wach, du grübelst ja immmerfort über Alfred und Ellen, über Alfred und Ellen. Was willst du denn?"

Und dann hätte sie so gern geantwortet:

„Davon möchte ich fort; davon möchte ich eben endlich fort. Denn ich kann dies nicht mehr bedenken.

Ich kann die beiden nicht mehr bedenken. Das zerreißt meinen Kopf."

Sie stöhnte, und etwas war immer so stark, wohl die bleierne Müdigkeit und Erschöpfung, das drückte sie zurück zu der schweren, öden, nutzlosen, irren Arbeit, die ihr armer Kinderkopf leisten mußte. Aber schließlich krochen doch die Träume zu ihr ins Bett, und da war einer so leicht und zart, daß die Schlummernde eigentlich nichts Vernünftiges und nichts Unvernünftiges aus seinem Geraune und Gesurre heraushören konnte, sondern, während er um sie war, nur sah durch die geschlossenen Lider hindurch:

Es ging ein schnurgerader weißer Weg von ihr fort immer zwischen hohen blauen Klippen. Über dem Wege war es kochend heiß. Nur wo sie selber stand, war es kühl, und nur wo sie selber stand, war kühles Wasser, und als sie an sich herunterblickte, entdeckte sie, daß es lustig glitzernd ihren jungen Brüsten entsprang, und sie hatte es doch nicht gefühlt vorher, doch zerstäubte es wirklich an ihren Fingern, als sie die neugierig prüfend hinhielt. Fern am anderen Ende des Weges, wo die blauen Felsen sich zu schneiden schienen, lief keuchend ein junger Mensch mit fest angepreßten Armen und zurückgeworfenem Kopf, und an dem Kinn und an der Gestalt und an der leicht braunen Haut erkannte sie den Gespielen. Und sie freute sich, daß er stärker war als die Glut, die ihn niederdrücken wollte, und

stärker als die Länge des Weges, die sich an seine Füße hing, denn er kam siegreich näher. Jetzt schoß er gar den Kopf vor mit den großen durstigen Augen, da lief ein Zittern durch ihren Körper, und sie schämte sich, aber mußte doch stehen bleiben, denn wo sollte er sonst trinken. Und sie hielt die Hände vor ihr Gesicht, und da sie es tat, fühlte sie schon, wie er sich vor ihr auf die Knie ließ und nach ihrer rechten Brust griff und trank, trank in gierigen Zügen. Sie neigte sich ihm zu, daß er es leichter hätte, und weil er so sehr durstig war, faßte sie jetzt selber ihre linke Brust und drehte sich ein wenig und reichte ihm auch die, und es tat ihr wohl, und in ihres Herzens stiller Seligkeit fiel ihr ein: Du mußt ihn doch ansehen. Sie sah ihn an und streichelte sein Haar, und es war ihr plötzlich, als verstände sie alles ganz anders, und sie lächelte unendlich freundlich, und ihre Stimme war ganz seltsam wohltönig, als sie sprach: „Ach du, ach du, ich dachte, du wärest ein Fremder und ich hätte dich lieb, und nun, nun weiß ich, ich bin dir Mutter und du, du bist mein Kind!"

Indem verließ sie der Traum, und ehe noch der nächste sich an sie heran schob, fragte sie verwirrt dem Entfliehenden nach: „Wie soll das sein, daß ein Mann eines Kindes Kind ist und gar ein Hundasi?"

Aber da fuhr schon die Frau von der Missionsstation sie an: „Dreh' dich um, du, dreh' dich um, nicht der weiße Weg geht dich an, sondern was da

hinter dir ist." Und sie fühlte, wie aus dem neuen Traume heraus eine derbe Hand sie packte und sie herumschob. „Da, da, das ist schön, was?" „Pfui," sagte Grete, „pfui, das ist gar nicht schön, und das ist gar nicht wahr, das kann auch gar nicht so sein." Denn da tanzte ihr ein weißer Mann entgegen, der hielt sich umschlungen mit einem halbfarbigen, verwilderten Weibe, und hinter beiden drein stießen sich und fielen betrunkene schreiende Bondel- und Bastard-Paare. „Pfui, pfui, pfui, das ist gar nicht schön, wie kann das ein weißer Mann tun?" — „Ei, wart' doch, sieh doch!" sagte die Frau. Als Grete genauer hinblickte, erkannte sie in dem Manne ihren Vater und in dem halbfarbigen Weibe, das immer schamloser tat, Ellen, und in dem taumelnden Pack hinter beiden die Bambusen und Mägde von Stylplaats. „Pfui, pfui, welche Lüge!" rief Grete. „Ich hab's Dad schon heute morgen gesagt, du wirst ihn auch schlecht machen. Du bist eine Hexe, und du kannst auch nur Häßliches sehen, und alles dies ist nichts weiter als Hexerei." Darauf zeterte die Frau ganz entsetzlich: „Was bin ich? Ich wäre eine Hexe? Ich, die nur Rechtes tut? So frag' doch Ellen, wenn du mir nicht glauben magst! Komm, Ellen, erzähl' du ihr's endlich!" Aber Grete wandte sich ab voll unendlicher Verachtung: „Glaubt ihr, ich suchte ein Zeugnis wider meinen Vater? Glaubt ihr, ich nähme euer Gerede an? Meint ihr denn, ich dächte so gewöhnlich wie ihr?!" Trotzdem sprach

Ellen und sprach immerfort und immerfort, und Grete wollte weglaufen und konnte nicht und wollte überhören und mußte hören, und sie stöhnte: „Pfui, pfui, pfui!", und es war ein schwerer Kampf und ein Rütteln an unsichtbaren Fesseln, die sie hielten, bis ihr der Schweiß aus allen Poren brach und gleichzeitig das Herz eiskalt wurde und schwer, schwer wie ein Stein. Da riß sie die Decke fort von der Brust mit einer letzten verzweifelten Anstrengung und fuhr auf und fuhr in sitzende Stellung und starrte mit angehaltenem Atem rundum und war erwacht. Und Ellen sprach . . .

Grete griff sich an die Stirn und grub sich die Nägel in die Haut und biß sich auf den Daumenknöchel. Aber Ellen sprach noch.

Gretes Gesicht wurde finster. Aus ihrer Brust kam ein leises Röcheln. Sie rang's nieder. Ihr Rücken wurde krumm. Ihre Hände fielen vor sie hin auf das Bett. Sie ballten sich zu Fäusten. Die jungen, starken Zähne knirschten aufeinander.

„Wie dumm," dachte Grete, „wie dumm, wenn sie das hört, schweigt sie. Sie soll reden, jetzt soll sie reden. Himmlischer Gott, laß sie reden, laß sie nichts hören, laß sie so weiter reden, alles. Es muß sein, jetzt muß alles sein!"

Das Hundasiweib in der Küche hörte nichts, sie bearbeitete seit langem den Bruder, der heute so schwer verstand und mit solch stierem Blicke vor ihr saß und nicht handelte, wo die Stunde des Han-

delns gekommen war. Sie redete dasselbe, immer wieder dasselbe und immer lauter in ihrer Wut und stieß nach ihm, und den dumpfen Fauststößen folgten knurrende Laute, denen eines gereizten Tieres vergleichbar.

Das Kind in der Kammer erfuhr seines Vaters Geschichte, wie sie kein erwachsener Sohn je erfahren darf, selbst wenn er schon Monate und Jahre mit sich selbst und der Welt zerfallen gelebt hat, und das große Verstehen gelernt hat, das Wohlbewahrte die große Lauheit nennen. Sie erfuhr von dem Abend, an dem Karl von Troyna neben dem Hundasimädchen durch Deutsch-Ramansdrift geritten war, und von der tollen Zeit auf Stylplaats, in der der geringste Weiße die Farm mied, als sei die Pest dort. Sie erfuhr das so, wie es nur herausgeschleudert wird von einem aller Scham baren, bis zum Irrsinn geilen und betrunkenen Weibe.

Und Grete horchte, als das Weib weinerlich erklärte: Ihr sei der Herr wohl immer noch treu und sie wäre längst Herrin auf Stylplaats, wenn dies hochmütige, dumme, freche Kind nicht wäre von des Herrn erster Frau. Das hätte ihn hinausgetrieben, weg von seinem Heime. Und dann die anderen Weißen, die da schwätzten, sie dürfe nicht neben dem Kinde bleiben, und das Kind nicht neben ihr. Deshalb hätte sie sich nun mit den Bondels zusammengetan.

„So, deshalb!" flüsterte Grete, und in ihr Ge-

sicht kam etwas von einem tückischen Zuge, und die rechte Hand rollte sich auf und fuhr langsam nach rechts und brachte die Pistole zurück auf das Bett. „So, deshalb!"

„Ja, und Abram Christian, der Kapitän, hat geschworen, ich soll leben mit dem Mann hier im Haus, wahrhaftig hier im Hause, und niemand soll ihm etwas tun, wenn ich die Waffen hergebe. Ja, die Waffen, die Waffen."

Sie stieß den Bruder wieder.

„Hörst du? Die Waffen. Nein, niemand soll ihm etwas tun und mir und dir und dem Hause, und die gute Zeit kommt, wenn alle Duitsers beim Teufel sind. Hörst du? Beim Teufel..."

Aber er hörte nur halb, er war noch zu sehr betrunken von dem ungewohnten Branntwein, den ihm die Schwester schon früh am Nachmittag aufgenötigt hatte, um ihn gänzlich zu ihrem Werkzeuge zu machen. Von dem Herrn, den er fürchte, murmelte er etwas.

Das tat dem Kinde wohl, dem bei der Erwähnung der Waffen die Augen so sehr an die Lider schwollen, daß es ihm wie Feuer war in den Höhlen.

„Freilich, wart' du nur, bis Dad kommt. Wegjagen soll er euch und vorher halb tot schlagen. Aber was weiß Ellen von den Waffen? Wie weiß sie's nur?" — Ellen greinte drüben, der Herr, der werde nur zum Scheine böse sein, von den Waffen hab' er ihr erzählt. Aber wo sie wären, das wüßte

sie nicht. Das wüßte nur das verdammte Kind, und bei Tagesgrauen kämen die Rebellen, und die Hähne krähten schon längst, und alles Mannsvolk sei immer gleich betrunken. —

„Dad, Dad, das hast du tun können. Ich, ich beiß' mir fast die Zunge ab, daß ich so dumm war mit van Coller und du, du sagst es der, Dad, der? Die in meiner Mutter Bett gelegen hat!" Der Ekel schüttelte Grete von Troyna und ließ sie nicht mehr los, daß sie immerfort würgte, als müsse sie unter einem übermenschlichen Zwang fortwährend lauter Gift und Schmutz in sich hineinschlucken, und das Würgen war so stark, daß sie bei aller verzweifelter Anstrengung nur einen Teil dessen auffing, was in der Küche verhandelt wurde.

Der Bruder schien sich da etwas aus seinem Rausche herauszutappen. Mit tierischer, gieriger, mißklingender Stimme sprach er von ihr. Die Schwester antwortete höhnisch. Der Bruder schrie: „Wenn er auch bei dir bleibt, das Mädchen gibt er mir nicht." Die Schwester höhnte weiter: „Nein, sicher nicht." Ganz laut sagte Grete: „Ich wünsch' dir Glück, Dad, daß sie das wenigstens noch nicht von dir glauben!" Die in der Küche waren viel zu laut, um sie zu hören, obgleich Ellen zur Vorsicht mahnte, selbst kreischend. Bei Grete wieder ward das Würgen so übermächtig, daß sie nichts mehr verstand, nichts mehr. Dagegen redete es in ihr: „Was quälst du dich? Du kannst ja hinaus; bis die dich hören,

sitzest du längst auf Plum, und es gibt kein Pferd auf ganz Stylplaats, noch irgendwo in der Nachbarschaft, das dich einholen kann. Nur Dad kann's auf seinem Hengst Mazete. Was quälst du dich also? Auf der Station bist du sicher, oder besser noch in Heirachabis. Geh' doch!" Sie schob mechanisch ein Bein aus dem Bett und dann das andere, aber sie blieb sitzen. „Ich gehen? Ich gehen? Nein, ich gehe nicht. Mir ist auch zu übel."

In der Küche war jetzt ein gleichmäßiges Murmeln, fast einschläfernd. Plötzlich sagte Ellen: „Geh' und hole nun die Riemen, aber mach' endlich zu." Alfred stand auf, schwerfällig und langsam und ging zur Türe und öffnete sie und lallte: „Ja, jetzt will ich die Riemen für sie holen!" Das hörte Grete wieder, und da wußte sie, daß sie gebunden werden sollte. Sie stand kerzengerade vor ihrem Bett, und es war kein Ekel mehr an ihr und gar nichts mehr. In ihrem Kopf schossen die Gedanken hintereinander her, aber klar und sich nicht überstürzend, nur blitzschnell und hell und grell und aufdeckend wie Blitze.

„Fort? Ich kann noch fort. Aber ich will nicht. Ich darf nicht. Hier ist jemand nötig. Ich bin nötig. Ich allein kann Wache sitzen bei den Waffen. Ich allein kann Dads Eigentum retten. Armer Dad! Ich allein kann dich selbst retten. Jawohl und alles, was da herum wohnt von weißen Menschen. Denn die gehören zu mir und ich zu ihnen.

Obgleich sie Dad nicht mögen und ihm damals nicht halfen.

Auf bloßen Sohlen, im knappen verwaschenen Kinderhemde, glitt sie lautlos hinüber zur Küche. Vor der Türe fiel ihr die Frau von der Station wieder ein.

„Ich versteh's ja jetzt, was sie mir hat sagen wollen. Aber, daß sie es mit denen da hält, das verstehe ich nicht."

Draußen polterte Alfred in der Sattelkammer hin und her. Ein paar Kasten fielen um. Da klinkte Grete von Troyna die Türe auf, die von der Eßstube in die Küche führte. Es ging ganz schnell, fast lautlos, bis der Schuß fiel. Ellen starrte die halbnackte weiße Gestalt an und meinte wohl, was alle Farbigen seitdem meinten und meinen, daß Mary von Troyna aus dem Grabe aufgestanden sei, um ihr Haus zu retten. Aber Ellen sah, wie die rechte Hand der Gestalt hoch ging mit der Browningpistole, und während sie sah, erkannte sie, daß Voranspringen nicht mehr möglich war, da sprang sie zurück und dann rechts und dann links und auf und nieder und wieder links und rechts, immer mit den Augen auf der Pistole, und immer mehr sich der Außentüre nähernd, und ohne Gelegenheit, nur einen Laut auszustoßen, so sehr mußte sie alle ihre Kräfte anspannen. Es war, wie wenn man eine wilde Katze totschlägt in einem engen Stalle mit einem Knüttel. Wie eine wilde Katze fuhr das

Weib herum, so geschmeidig und so geschickt und verzweifelt. Als sie die Außentüre erreichte und schon den gepreßten Mund auftat, fand Grete ihr Ziel und die Ruhe. Der getroffene Leib hüpfte noch einmal und warf die Arme hoch und klappte zu Boden hinter der Türe.

Als der Schuß fiel, der wie ein starker Peitschenschlag klatschte, gaben die Hunde auf der Hofraite Hals.

Grete ward wieder übel. Sie klammerte sich fest an der Klinke und machte die Augen zu, und sie merkte, daß sie die Gase des rauchlosen Pulvers einsog, und drohte sich selbst: „Wie kann man das tun, das stinkt doch fürchterlich."

Die Hunde wurden immer lauter und drängten sich schnobernd und zuweilen aufheulend draußen. Sie hatten die Witterung von frischem Schweiß. Endlich tönten Schritte, taumelnde Schritte. „Er kommt doch und hat nichts gehört," sagte Grete, und in ihrem Gesichte war nicht Haß und nicht Liebe und nicht Härte, nicht einmal Stärke, sondern unendliche Gleichgültigkeit, und sie wollte doch noch einmal gut sein.

Der trunkene Bursch fiel fast in das Zimmer. Zuerst sah Grete seinen rechten Arm, der hing voll roher Riemen, als hätte er sie von allen Jochen abgeknüpft, genug, um acht Männer damit zu fesseln. Dann trafen sich ihre Augen, aber er erschrak nicht, und seine Blicke hielten sich auch nicht bei ihrem

Gesichte auf, sondern suchten sie ab von Kopf bis zu Fuß. Da fing die Waffe in Gretes Hand zu zucken an, als würde sie unruhig.

Grete sagte befehlend: „Ich hab' alles gehört, Alfred. Ich habe Ellen erschossen. Da liegt sie. Ich will dich nicht schießen. Wirf die Riemen hin. Geh' in deine Kammer. Samuel wird dich einschließen, bis Vater kommt. Hörst du! Hörst du! Komm' nicht näher! Nicht, nicht, sonst — — —!"

Aber er kam näher. Die Riemen ließ er wohl fallen, doch behielt er einen in der Hand mit einer Schlinge, wie man ihn den jungen Ochsen über die Hörner wirft, wenn man sie zum Joche zerrt. Den behielt er in der Hand und mit ihm kam er näher. Es lief ihm das Wasser aus dem Munde, und Grete dachte: „Ich habe noch nie ein so häßliches Gesicht gesehen!" Und sie bebte und wich zurück. Er griff nach ihr und erfaßte das Hemd und zerrte. Da schoß Grete zum ersten Male. Ihr Hemd zerriß. Es waren noch zwei Schüsse nötig, so große Lebensgier hatte der Hundasi.

„Ich muß mir wirklich die Hände waschen!" sagte Grete, während die Hunde schon so hoch sprangen wie das Fenster. „Bekäme ich nicht die ganze Hetze mit ins Haus, so holte ich wohl Lord herein, denn ich bin lieber nicht allein eben."

Sie öffnete dem Hunde nicht, aber wusch sich und zog sich an. Es ging sehr schnell, dann schlüpfte sie hinaus auf der anderen Seite des Hauses. Die Hunde

merkten sie erst, als sie am Stalle nach Samuel rief. Sie mußte ordentlich kämpfen, um von den Tieren loszukommen, doch halfen sie ihr den Schwarzen finden, dadurch, daß sie immer wieder in die Sattelkammer jagten. Als sie in Stall und Remise niemand fand, ging Grete ihnen nach. Ein Haufen alter Kisten war verschoben, hinter denen lag der Kaffer gebunden und geknebelt. Grete seufzte auf:

„Es ist recht und besser, daß ich jemand habe!"

Sie schnitt ihn voller Eifer los. Er dehnte sich und sah sie dankbar an. Sie fragte ganz weich:

„Kannst du gehen, armer alter Kerl?"

Da nickte der Greis:

„Ja, Miß, ich kann, ich kann."

Sie nahm ihn mit in die Küche, und er zitterte und schüttelte mit dem Kopfe:

„Miß, Miß, Miß, meine Miß!"

Doch gehorsam packte er an. Und stockend und mit Anstrengung und absetzend und neu ansetzend schleppten sie erst den einen Leib heraus und dann den andern ein tüchtiges Stück fort vom Hause bis an den Pad. Die Hunde begleiteten sie jedesmal und gelferten und heulten fortwährend um die Wette.

„Wie wenn die Hölle losgelassen wäre!" dachte Grete, „aber es ist recht so!"

Als sie den zweiten Körper trugen, wurde der östliche Himmel ein bißchen weißlich, da trieb Grete zur Eile an, und sie und der Bambuse liefen zum Hause zurück, und sie nahm Samuel und Lord hinein in

das Haus bis in ihrer Mutter Stube. Sie schlossen überall ab, wo sie konnten, und verrammelten die Türen und das kleine Fenster in der Mutter Stube, so gut wie sie konnten, daß nur ein paar Löcher blieben zum Sehen und Schießen, und Grete lud die beiden Gewehre und die Pistole, und sie warteten.

Grete saß in einem Stuhle und fror. Lord lag vor ihr und schlief unruhig, wie's Hunde tun. Samuel saß in der Ecke auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen, und auf und ab ging der Kopf des kindischen Alten, auf und ab, als stimme er immerfort jemand zu. Einmal kam Grete dem Traum so nahe, daß sie meinte, Mutters alter Porzellanchinese mit dem schwarzen Wackelschädel sei gewachsen und hucke vor ihr und gebe ihr Vorstellung, da mußte sie lachen.

Dann huschte der erste Tagesschein durch die Gucklöcher, und der Wind, der am Abend vom Meere heraufgejagt war ins Land, kehrte pfeifend und stoßweise zurück vor der nahenden Sonne.

Es war um diese Zeit, daß die Hunde im Freien wieder zu bellen anfingen und Lord aufsprang mitten aus seinem Schlafe heraus, als risse ihn ein Geist hoch. Aus dem Bellen draußen ward ein Toben, das ging vom Hause fort, und aus Lords Knurren ein Blaffen und zorniges Reiben und Wetzen an den Türen. Grete stand an den Gucklöchern mit der Büchse, aber sie konnte nichts erkennen. Sie hörte nur vom Pad her warnende Pfiffe und ihnen

folgend ein plötzliches vielſtimmiges Wutgebrüll. Ein einziges Gewehr wurde abgefeuert, darauf klagte ein Hund. Dann war alles ſtill bis auf das Wimmern des krank geſchoſſenen Tieres und das ſich immer wiederholende Bellen und Heulen der aufgeſtörten Meute.

Um ſechs Uhr, als längſt ſchon alles in Sonnenſchein gebadet war, ſprangen drei weiße Männer von ihren faſt zuſchanden gerittenen, triefenden Pferden vor dem Wohnhauſe von Stylplaats. Einer ſtürmte den andern voran und griff ein Beil und ſchlug und trat die Türen ein, die ſich ihm nicht öffneten, das war Karl von Troyna. Von den anderen trug einer die Schutztruppenuniform, einer den Hut eines Kappolizeioffiziers. Die zwei Männer folgten Troyna in das Haus, bis ſie einen Jubelruf weiter drinnen hörten, da machten ſie kehrt, und der engliſche Leutnant ſagte zu dem deutſchen Soldaten, während er ihm auf die Schulter klopfte:

„God be thanked, Donnerwetter, die Gretie lebt!"

Sobald die drei Pferde beſorgt waren, ſetzten ſich die zwei Männer in die Sonne hinaus und rauchten, als wär's ein Wettrauchen, und ſprachen kein Wort und waren bei all ihrer tödlichen Müdigkeit ſeelenvergnügt, denn ſie hingen ſehr an Grete von Troyna. So ſaßen ſie zwei Stunden lang. In ſei-

14*

ner Erschlaffung dachte jeder an das Scherzwort, das er dem Kinde sagen werde, wenn er die tolle Grete erst zu Gesicht bekäme, die ihn einen solch wahnsinnigen Nachtritt gekostet hatte.

Drinnen erzählte die Tochter flüsternd dem Vater die Geschehnisse der Nacht. Ihm rannen immerfort die Tränen über die Wangen, nicht ihr. Es dauerte zwei Stunden, bis er verstand.

Grete schloß:

„Ich muß von hier fort, Vater."

Er antwortete:

„Komm, Liebes!" und er wollte sie mit sich ziehen. Da wies sie an sich hinunter auf den kurzen Kilt und die baren Knie, und auf ihr zusammengefaltetes Gesichtchen legte sich ein tiefes Rot. „Ich kann so nicht hinaus, Dad. Ich werd' Mutters Kleider nehmen."

Da machte er ihr verwirrt Platz, und die andern sahen ihn wanken, als er zu ihnen trat. Er erzählte den Männern wenig, aber das wenige schnitt ihnen ins Herz und gab ihnen viel Arbeit. Als sie später alle drei einen Augenblick ratschlagend beieinander standen, kam Grete aus dem Hause. Selbst der Vater fuhr zusammen und erkannte in dem schönen bleichen, knospenhaften jungen Weibe kaum seine Tochter wieder. Der Leutnant hörte ihn stöhnen: „Mary!" Mit gesenktem Kopfe reichte er seinem Kinde den Arm. Den zwei Soldaten fielen die Scherzworte nicht ein, sie hatten ganz und gar ver-

gessen, daß sie überhaupt scherzen wollten. Sie standen nur stramm und grüßten.

Mittags kamen andere Weiße, die blieben mit dem deutschen Reiter auf Stylplaats. Troyna und seine Tochter aber und der Leutnant ritten nach Süden über den Fluß. Ihre Festigkeit hatte Grete von Troyna bewahrt, bis die Männer am Vormittage die beiden Leichen einschaufeln wollten, da war sie hinzugekommen und war neben Alfreds Körper zusammengebrochen und hatte zum ersten Male geweint und — — nun, der Leutnant sagte nur: „It was sickening, terribly sickening!"

Von gefangenen Bondels erfuhr man später, sie hätten beim Auffinden der beiden wohlbekannten Toten die Farm für besetzt gehalten. Ihren Irrtum hätten sie dann ein paar Stunden später erkannt, da sie die Ankunft der drei Reiter beobachteten. Sie hätten aber auch bald gewußt, daß die tote weiße Frau von Stylplaats als Spuk auferstanden sei, und daß jedem Farbigen auf Stylplaats der Tod drohe, und kein Gott und kein Teufel brächte sie mehr in die Nähe des verdammten Hauses, denn die Rache der weißen Frau währe ewig.



Sein Tag

Dies ist eines Juden Geschichte vom Kaplande. Acht Jahre lang sah ich zu, wie aus dem Judenjüngel ein Bursch und aus dem Bursch ein Mann ward. Man bemerkt in den Koloniestädten jeden, der nicht gewöhnlich scheint, so fern er einem auch stehen mag. Es sind die schnellen Augen, die ihr Interesse an den Menschen nehmen, ohne daß sich die Gedanken groß mit ihnen beschäftigen. Jakob Gordons Geschichte verstand ich, als sie zu Ende war; was hinter ihr kam in seinem Leben, war keine Geschichte mehr. Als ich sie verstand, glaubte ich von je erkannt zu haben, wie die geheimnisvollen Keime in einer Kinderseele mißhandelt wurden, bis sie mißwuchsen. Aber das rückwärts gekehrte Prophetentum ist eine allgemeine Menschenschwäche.

Die Gordons landeten in East London, als der Burenkrieg sein Ende erreicht hatte. Sie kamen aus Russisch-Polen über London mit einem englischen Schiff. Ich stand neben dem Landungsoffizier, noch galt Kriegsrecht, als die Gordons mit ihren Bündeln ausgebootet wurden. „Look at these Peruvians," sagte der Offizier. Da fiel uns beiden der Junge auf mit seinen tiefen verträumten Kinderaugen. „What is your name, little one?" Ich übersetzte: „Wie heißt du, Kleiner?" Der Knabe sah uns scheu an, um so eifriger taten die Alte und der Vater. „Nu, Jüngel, red', red', red'. Sag' Jack! Sag' Jack Gordon. Na?" Der Vater bohrte ungeduldig an

dem Knaben, da flüsterte der: „Ich heiß' Jakob." — „Ach, du Schlemihl! Und was hast de wieder überschluppert?" — „Gordon hat der Jakob überschluppert," fiel die kleine schwarzlockige Schwester ein. „Siehst de, deinen Namen hast de überschluppert, Jüngel. Was sollen die Herren denken?" rief die Großmutter.

„Ich heiß' Jakob, Babele," wiederholte der Junge. „Ich heiße nicht Gordon." Er sah nicht trotzig dabei aus. Der Vater aber riß ihn eilig fort, und die Leute verschwanden. Der Offizier lachte ihnen nach: „Braver Junge, das glaub' ich ihm, daß er nicht Gordon heißt, er ist ehrlich." —

Noch in der Woche der Ankunft begannen Mendel Gordons gute Tage. An Sally Katz hatte er irgendeine Empfehlung, und Sally Katz, der in Alteisen und leeren Flaschen handelte und in allem und jedem, das einen schönen Verdienst versprach, nahm ihn zunächst in das Alteisen- und Leereflaschengeschäft auf. Es war kein falscher Zug von Sally Katz.

Hast du gesehen, wenn ein Hengst loskommt aus schlechtem Stall, von mühevoller Arbeit und einem schlimmen Kutscher? Wie er hinfliegt über die fast vergessene Koppel und jede Muskel spielen läßt im Freiheitsrausch und stärker wird und schöner wird aus lauter Eigenstolz und Eigenfreude?

Mendel Gordon hatte das Haus seiner Väter in Polen verlassen um seines Weibes willen. Sein

totes Weib, deren Leben schwer gewesen war, hatte in den letzten Wochen ihres Leidens die Stätte mit sehnsüchtiger Seele ausgesucht, wo einst ihre Kinder und zumeist ihr Sohn frei leben sollten von der Bedrückung. Und die Bedrückung war wahrhaftig so groß, daß Mendel sich aufmachte noch mit dem Trauerriß im Rocke, den Wunsch derjenigen zu erfüllen, der er Kadisch und Amen nachsagte. Nicht für sich erwartete er den Segen der Fremde, aber die entwöhnte Freiheit fiel gleich einem Zauber auf ihn und machte den ganzen fleißigen, den ganzen verschlagenen, den ganzen gedrückten und den ganzen hungrigen Menschen über jedes Maß lebendig. Hin tobt der losgekommene Hengst, und in Eigenstolz und Eigenfreude vergeudet er spielerisch die zugewachsene Kraft des ungehemmten Feldes. Mendel Gordon vergeudete gar nichts, keinen Gedanken und keine Bewegung eines Gliedes. Er prüfte die großen neuen Möglichkeiten mit scharfen und schnellen Augen, er verstand jedes Gränchen seiner wachsenden Fähigkeiten, und sein Freiheitsrausch war ein Rausch der ungehinderten Arbeit und des ungehinderten Gelderwerbs.

Sally Katz tat wirklich klug daran, daß er Mendel Gordons Frühlingskraft auch sich zum Nutzen wandte, und die beiden wurden bald aneinander froh. Auch die anderen kolonialen Menschen lachten Mendel Gordon zu. Es dauerte damals noch die Zeit des leichten Verdienstes, und der Riesen-

eifer des kleinen Juden ergötzte jeden. Die Kaffern nannten ihn die schwarze Eidechse wegen seiner trippelnden Eilfertigkeit auf den kurzen gekrümmten Beinen. Und wer „die schwarze Eidechse" hinschlüpfen sah, der lächelte über sie und rechnete ihr anrüchige Geschäftchen nicht lange nach und nicht kleine halbverdeckte Frechheiten, denn die war man gewohnt an den einwandernden Peruvians. Daß Mendel Gordon noch mehr und ungeschminkt seines Volkes Unart zeigte, machte ihn fast zur Berühmtheit in East London. Ist es ein Wunder, daß Esther den Ort bestaunte, wo ihr Sohn schnell zu Ansehen kam?

Und Golde, die kleine Golde, die wuchs in das breitere Leben des Vaters hinein, und ihre Selbstsucht fand solche Erfüllung, daß sie freilich nicht klagen konnte.

Seinen Jakob hatte Mendel Gordon in die erste englische Schule getan. Sie nennen sie dort die Knabenhochschule. Weitläufig und luftig liegt die Anstalt im Veldt zwischen dem Geschäftsviertel und der Villenvorstadt und von Morgen bis Abend in heller Sonne gebadet wie das ganze Land Südafrika. Nichts Ehrwürdiges ist an den Gebäuden, Lauschiges nicht, Heimliches nicht, und ein feierlicher Ton dringt auch nicht zu ihnen. Es gibt ja keine alten Glocken in der neuen Stadt, und die unzähligen neuen Kirchen haben nur ein vergnügliches Schellengeläut.

In den Monaten des Anfangs konnte sich Mendel wenig um sein Kind kümmern. Aber an der Schule schob er sich gern vorbei und blieb sogar stehen jedesmal und trat von einem Fuß auf den andern und drehte die beiden Handflächen mit den ausgespreizten fünf Fingern ganz langsam nach oben, und seine Augen bekamen, was ihnen selbst das eiferndste Gebet nicht schenken konnte, für ein verschwindend kurzes Fristchen das Leuchten der Versonnenheit. Dann dankte Mendel Gordon unwissentlich für die freie Luft und das schattenlose Licht, die seinem Sohne wurden, und war wissentlich über alle Maßen stolz auf sich selbst, daß er, der einst viel Gestoßene und Verwiesene, seinem Kinde solches spenden konnte.

In den Juni des Jahres nach der Ankunft fiel Jakob Gordons dreizehnter Geburtstag. Mendel hatte bei verschiedenen englischen Vätern inzwischen die eigentümlich vertrauliche Art des Umgangs mit ihren Knaben bemerkt und suchte ihnen auch hierin nachzuahmen. Die nahende Bar Mizweh gab ihm doppelten Grund. Jakob antwortete furchtsam und trug das ungewohnte Gespräch nicht über die Erwiderung hinaus, schließlich wurde er eifriger. Mendel sprach von jüdischen Dingen. Über jüdische Dinge unterrichtete der Vorbeter eben den reifenden Knaben. Und von der Glut jüdischer Gottesbegeisterung und Vergangenheit und Verheißung, von dem allem, was die Menschen mit dem Fremdwort Impondera-

bilien nennen, war des Schülers Herz so übervoll, wie weder Vater noch Kantor mit ihren seichtgründigen Seelen das ahnen konnten. —

„Das Jüngel wär' imstand, die Derosche zu halten in der Schul'," sagte Mendel eines Morgens zu Esther beim Frühstück.

„Seine Mamme, deren Andenken gelobt sei, wollt', er sollt' Talmud lernen," antwortete die Großmutter.

„Ach, Talmud lernen!" Mendel hob beide Schultern und beide Hände zugleich. „Wot is Lernen hier? Wer kann oren und schreiben und rechnen, gut rechnen, der wird e Schentelmann und kann gehen nach Kapstadt und könígen das Land. Hör', Babele, hör', sie werden Sally Katz wählen in das Stadthaus als Town Councillor."

„Sally Katz ist ein feiner Mann!" Esther nickte, „aber sie erzählen, er ist ein Abtrünniger von Jisroel!"

„En Abtrünniger, der Katz? Es ist Stuß, Babele. Der Sally Katz ist e Schentelmann. Das ist er." Mit den Füßen trommelte Mendel auf den Boden. Die Mutter besänftigte ihn schnell.

„Mendel, es wird deine Zeit kommen. Sie werden dich wählen in das Stadthaus. Sie werden aus dir machen das engelandsche Wort!"

Dem Enkel erzählte die Großmutter, der Ette habe gesagt von ihm, er könne richtig darschanen wie ein Rabbi. Und als sie hinausgingen zu ihrer

Arbeit in Geschäft und Lehrsaal, der Vater und der Sohn, da bauten beider eifrige Gedanken an der Zukunft, ihre Wünsche aber zogen auf ganz verschiedenen Wegen.

Als Priester sah sich das Kind stehen in der Synagoge seiner polnischen Heimat, und alles, das in Not war, saß vor ihm und stand vor ihm in den Bänken; und des Predigers Herz war noch voll von den uralten Gebetsgesängen, die eben des Vorbeters Mund zu ihrem Instrument gemacht hatten, und es wurde ihm schwer zu reden, um Gottes Stille und Gottes Nachlauschen nicht zu stören. Und da der Knabe das dachte, schlich er leise auf seinem Schulwege mit mühsam angehaltenem Atem. Aber — aber der Menschen Not war zu groß, so riesengroß, daß er doch sprechen mußte, und er hörte, wie jemand oben auf der Galerie, wo die Weiber sitzen, leise seinen Namen nannte. Er kannte die Stelle und sah auf und erkannte und wußte, es war seine tote Mutter, die vor ihrem Ständer stand und ihn anblickte. Er blickte sie wieder an, und er redete von der alten Sage von des Tempels in Jeruschalaim Zerstörung.

„Die heiligen Räume waren entweiht und zerstört. Kaum sah man mehr die Spuren. Die Priester waren verbannt aus Tempel und Zellen und standen ratlos mit den goldenen Schlüsseln zu den heiligen Türen, und den Hohenpriester fuhren der Zorn und Schmerz zugleich an, und er packte die

Schlüssel und schleuderte sie zur Höhe: ‚Wahre du sie selbst auf, Vater im Himmel, uns sind sie nicht mehr nütze!‘ Und es kamen Gottes Engel und trugen die Schlüssel hinauf über die Wolken. Denn," der Knabe blieb auf einmal lächelnd und weltvergessen stehen, „das wußten die Priester nicht, und das wußte der Hohepriester nicht, daß der Herr schon einen neuen Tempel gebaut hatte über den Wolken, fern von aller unnützen und groben und dummen und grausamen Menschenhand. In seine Schlösser paßten die goldenen Schlüssel. Und wenn früher nur die Priester aufschließen konnten die heiligen Räume und Zellen, nun schritten die bewahrenden Engel neben jeder betenden und bittenden Seele hinauf und öffneten. Und es ist niemand so unselig, daß ihm die Freude der heiligen Räume verwehrt werde." Er merkte, daß ein paar von den Hörern genau so lächelten wie seine Mamme auf der Weibergalerie, und er wußte, sie auch kennen meine Freude. Das war ihm besonders lieb, und er sah sie alle an, und es fiel ihm gar nicht auf, daß manch einer der Lauschenden gar nicht ein Israelit war, und er sprach weiter ... —

Der Mendel Gordon lief viel schneller als sein Sohn. Er verglich sich mit anderen und wiederholte dabei: „Meine Zeit wird kommen. Freilich werden sie mich wählen in das Stadthaus. Bin ich doch keiner, der eine Messingkette umbindet und nichts dran hat." Der Gersohn aus Zastron rannte

ihm in den Weg. Den scheinheiligen fetten Gesellen konnte er nicht leiden. Er spuckte verächtlich aus. „Dieser tut mehr als er verantworten kann am Jom Kippur. Er wird planjenen, und ich werd' sein Town Councillor." —

Die alte Esther nahm den Sidur, sobald ihr Sohn und ihr Enkel aus dem Hause waren. Sie las eifrig Gebete daraus, und nach Osten gewendet zur heiligen Stadt neigte sie sich und verbeugte sie sich mit ungeheurer Lebendigkeit, und ihre Lippen spielten ohne Laut ein frommes Wort hinter dem andern drein. Ihr Herz war festgehalten von ihrer toten Schwiegertochter auf dem guten Ort im fernen Polen und erinnerte sie fortwährend daran: „Die Mamme hat dem Jüngel das Buch in die Hand gegeben. Wer darf wagen, es ihm zu nehmen? Die Mamme hat gesagt mit dem letzten Atem, der Jüngel wird sein ein großer Rabbi und ein Helfer: Wissenschaft ist mehr als Priestertum und Königswürde." Ihr Herz überschrie immer lauter das Gebet, da legte sie den Sidur verstört zur Seite. —

Am Abend kam Mendel vergnügt nach Hause. Sobald er sich die Hände gewaschen und über dem Brote den Segen gesprochen hatte, erzählte er, daß Sally Katz gewählt worden sei, und genau wie er das eben in Katz' Haus gehört hatte, wandte er sich zu seinem Sohn: „Well, my boy, it's a very fine country sis, wat?" Dem Kind tat jedesmal die

fremde Sprache in des Vaters Mund und in seiner Mißbetonung weh, und die Antwort machte ihm Anstrengung. Mendel merkte das nicht und wiederholte: „Es is e feines Land, Jack, das Land." Vater, Großmutter und Schwester staunten über die ganz unerwartete Leidenschaftlichkeit in des Knaben Erwiderung: „Ach, Vater, viel schöner, viel schöner war's zu Haus!"

„Wie heißt zu Haus? Was ist zu Haus? Ist im Goles leben, in der Bedrückung zu Haus?" Mendel wurde ganz weiß.

„Du bist a donkey, Jack," sagte Golde. Die Großmutter schwieg.

Jakob ging früh schlafen. Er sprach den Nachtsegen her gleich einem, dem etwas weh tut, und der es vergessen will: „Zu meiner Rechten steht Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir steht Raphael und hinter mir Uriel, über meinem Haupte aber ist die Majestät Gottes." Kurz danach hörte er einen schweren Atem und merkte die Großmutter in der dunklen Kammer: „Für unsre Leut ist jedes fremde Land e Straf, aber über uns ist immer die Majestät Gottes." Sie redete ruhig. Eifrig flüsterte der Knabe dagegen: „Babele, komm daher. Hör', ich will dir was erzählen. Am Pessach, Babele, im vorigen Jahr, in der Nacht, als die Mamme noch gelebt hat und die Türen aufstanden, da hab ich den Messias gesehen. Ich hab ihn schreiten gesehen von ferne zu uns durch die Nacht...," der Junge setzte

sich erregt auf im Bett, „am Pessach in diesem Jahr ist's dunkel geblieben draußen."

Die Alte antwortete nicht gleich und dann mit einer fremden Stimme auch aufgeregt flüsternd: „Jüngel, Jüngel, wer hat den Messias je gesehen? — Ach, Jüngel, mit deinem Maißele, du wirst nicht aufgepaßt haben, Jüngel."

„Babele, ich hab aufgepaßt. Hierher kommt er nicht!"

„Wie du redst, Jüngel, wie du redst."

„Babele, wenn du stehst in der Schul hier am Sabbat, freut dich die Schul?"

„Ach, Jüngel!"

„Kann der Vorbeter singen als wie daheim, Babele? Daß deine Seel mit seiner Stimm fliegt zum Gan Eden? Babele, wenn du heut tust oren: ‚Im nächsten Jahre in Jeruschalaim,' und wenn du tust denken an Jeruschalaim, wie sieht sie dir aus die heilige Stadt und die Kille in der heiligen Stadt? Wie, Babele, wie?" Da gebot die Alte Einhalt: „Sei still, Jüngel, das ist böse Red. Vielleicht sieht sie mir aus wie unsere alte Stadt. Aber wo ein Judenkind geboren wird, nirgends haben sie uns so sehr gequält als da drüben. Nirgends. Nirgends." Im Dunkel stand die Alte auf und streckte ihre Arme aus und schrie fast. Der Knabe merkte es kaum.

„Babele, komm daher, komm daher nah. Als die Mamme uns gesegnet hat zum letztenmal, hat

15*

sie nicht gesagt, sie bekommt einen Engel von Gott, der wird geben acht auf uns und wird mit uns gehen an ihrer Statt? Warum ist der Engel fort?" „Jüngel, Jüngel, was willst du? Weh könnt ich schreien." „Babele, er ist fort. Es läuft ein Bub in unsere englische Schul, Babele, er ist ein deutscher Bub und hat auch eine Schwester, die sagen, der Ette und der Sally Katz sind die härtesten Leut' in East London, so schweren Wucherzins nehmen sie, und ihre Mamme planjent jede Nacht. Babele, der Engel ist fort von uns." „Nun schrei ich Weh über dich wahrhaftig," sagte die Alte ungeduldig. „Was so ein fremder Bub redt über deinen Ette!" Doch wie sie vorher geschrien hatte, schrie jetzt das Kind. „Halt, Babele, halt, es ist wahr, ich weiß es, ich weiß alles," und die Großmutter hörte es schluchzen. Sie suchte nach einer Antwort, und ihr fiel ein Wort aus der Thora ein, und sie sagte es vor sich hin: „Es steht geschrieben: Von Fremden magst du Wucher nehmen, aber nicht von deinem Bruder sollst du Wucher nehmen, auf daß dich Jahve, dein Gott, segne in allem Geschäfte deiner Hand im Lande, wohin du kommst es einzunehmen." Es war ein Schweigen zwischen beiden, dann sagte das Kind ganz leise wie für sich: „Der Dede hat gesagt, wir Jüden drehen es oft so, daß nicht die Maus, sondern das Loch der Dieb ist." Spröde und kühl erwiderte die Alte: „Der Vater deiner Mutter, dessen Andenken gelobt sei, war wohl ein wei-

ser Rebbe, aber nichts zu essen gehabt hat er, und dein Vater hat ihm zu essen gegeben." Schon als sie den Satz halb heraus hatte, war ihr nicht wohl dabei. Sie fügte deshalb schnell zu: „Nun planjen nicht länger, wer bei Nacht weint, mit dem weinen die Sterne am Himmel." Sie ging hinaus. Jakob steckte den wehen Kopf in die Kissen und dachte, wie viel werden also die Sterne mit der Mamme von den beiden deutschen Kindern über Sally Katz und über den Ette weinen bei Nacht. —

Esther wartete einen Tag, dann erzählte sie in ihrer Angst alles dem Sohne.

Mendel Gorden blieb auf einmal danach nicht mehr stehen, wenn ihn Geschäfte an der Knabenhochschule vorbeiführten, und sah nicht mehr freundlich hinüber sondern aus den Augenwinkeln, wie ein ziehender Schnorrer in Höfe äugt, in denen er einen fremden und bösen Hund versteckt vermutet. Und Jakob selbst ward seiner Schule und seiner meisten Kameraden gar nicht froh. Sie riefen ihm nicht „Jid" nach, und sie quälten und neckten ihn nicht um seiner Fremdrasse willen, sie verstanden ihn nur nicht und er verstand sie nicht. „Du spielst nicht," hatten sie zu ihm gesagt. „Du willst nicht Kadett werden. Du kannst nicht schießen. Was tust du eigentlich? Was machst du mit dir? —" Jakob wußte nicht, was er antworten sollte, und da er nun auch mundunfertig schien, sank er bald

zu jenen zweien oder dreien, die in jeder Klasse und Schule mitstolpern und stillschweigend für so unbedeutend gelten, daß sie jenseits der Freundschaft und der Feindschaft aller sind. In Jakob Gordon aber quälte eine Stimme immerfort: „So wenig bist du nicht wert, die meisten von jenen andern sind ganz hohl, sie wissen nur sich anzukündigen.“ Die Stimme schwieg, wenn er sich zu seinem deutschen Freunde stahl und in Hörweite von dessen Schwester vor dem etwas einfältigen Knaben das große Wort führte. Zwar merkte er bald, daß das Mädchen sich nicht viel um ihn kümmerte, wie denn Mädchen selten Freunde der Belächelten sind, aber sie lief auch nicht fort.

Einmal waren in den Ferien alle Schüler von Jakobs Alter am Nahoon draußen. Weil Golde mitlief und der Deutsche mit seiner Schwester, war auch Jakob hinausgekommen. Die Knaben hatten Schießzeug, Luftgewehre und Scheibenbüchsen, und nach der mutwilligen Art kolonialer Jungen schossen sie ohne Unterschied auf das gefiederte Volk im Busch und an den Hängen über dem Fluß. Der junge Katz tat sich allen zuvor in diesem Sport, und Golde trug ihm jauchzend die kleinen bunten Vogelleichen nach. Plötzlich kam einer von den seltenen weißen Störchen angesegelt und stellte sich ohne Scheu im Schlamm auf. Es war ein schönes Schauspiel, und die Burschen blickten sämtlich verwundert hinüber. Jakob und das deutsche Mädchen standen

dem Tiere am nächsten. Da hörte Jakob Geflüster hinter sich, durcheinander: „Er will den weißen Storch schießen." „Tu's nicht, Katz, er ist selten hier." „Ach was, er soll ihn schießen." Jakob drehte sich erschreckt um und sah den jungen Katz im Anschlag mit einem bösen Lächeln. Jakob machte einen Sprung und schlug aus und schrie in der Not den halbvergessenen Satz aus der ersten Kinderzeit: „Hab Mitleid mit dem Lebenden! Hab Mitleid mit dem Lebenden!" Der Schuß ging zur Seite. Der Storch strich ab. Katz gab Jakob furchtbare Schläge. Die englischen Jungen lachten über die fremden Worte. Sie ließen sie sich übersetzen. Darauf meinten ein paar: „Wenn du das englisch gesagt hättest, Gordon, hättest du vielleicht ganz recht gehabt." Jakob schlich hinter den anderen nach Hause. An jenem Abend kam das deutsche Mädchen vor die Wohnung der Juden gelaufen. Sie wartete lange, schließlich wagte sich Jakob zu ihr hinaus. „Mutter sagt, du müßtest ein ordentlicher Junge sein und deine Mutter wäre gewiß eine gute Frau gewesen. Warum bist du nur so merkwürdig sonst?" Von dem Abend an meinte der Knabe, das Mädchen könne ihn wohl leiden und in seiner lebendigen Phantasie ward sie das Reinste und Höchste und Köstlichste auf Erden, und wenn er nun im Halbschlafe mit seiner toten Mamme Zwiesprach hielt, erzählte er ihr von dem spröden und eckigen deutschen Mädchen. —

Als die Knaben aus dem siebenten in den achten Standard aufrückten und verschiedene abgingen, fragte der Hauptlehrer jeden, was er werden wolle. Jakob antwortete, er wolle Rabbi werden. In der Pause sagte ein Bursch zu Jakob: „Ihr habt doch gar keinen richtigen Pfarrer hier, sondern nur einen Schächter, der euer Vorbeter ist. Du willst also Schächter werden.“ Alle lachten. „Der Jakob will Metzger werden. Ist das besser als Schießen?“ —

„Ist es wahr?“ fragte ihn das Mädchen beim nächsten Besuch. „Was?“ sagte Jakob. „Nun, das ist doch nichts Rechtes, was du werden willst!“ „Ich werde auch schreiben!“ sagte Jakob. „Schreiben?“ Das halb erwachsene Kind rekelte sich ungeniert vor ihm, „Schreiben? In welcher Sprache?“ „In meiner Sprache!“ „Das versteht hier niemand. Das bedeutet hier doch gar nichts. Willst du denn nie etwas bedeuten?“ Jakob sah sich auf die Fußspitzen und wurde rot, und dann schoß es ihm ganz ungewohnt hart aus dem Munde: „Ich will etwas bedeuten, ich werde sehr viel bedeuten!“ Er gefiel dem Mädchen zum erstenmal. Sie faßte seine Hand: „Jakob, verdien' lieber viel, verdien' recht viel. Hierlands, Jakob, muß einer Geld haben, dann ist er ein großer Herr und bedeutet alles! Geld haben ist wunderschön!“ — Jakob fühlte nur ihre Hand, er merkte nicht den Hunger der Armen, der aus ihr redete. „Ich werde viel verdienen,“ versprach er. —

Mendel Gordon wunderte sich, daß sein Sohn

nach Schluß des achten Standards so widerstandslos die Schule verließ. Er wunderte sich noch mehr, als Jakob ohne Widerrede in das Geschäft bei Sally Katz eintrat. Mendel erklärte: „Ich hab's deiner Mamme, deren Andenken gelobt sei, versprochen, du sollst lernen, aber wie heißt lernen hier?" „Ich weiß, es bedeutet wenig hier," antwortete Jakob. „Siehst de!" Mendel klopfte ihm unbändig froh auf den Rücken, „siehst de, es ist, wie ich sag, wer kann oren und schreiben und rechnen, gut rechnen, der wird e Schentelmann und kann gehen nach Kapstadt und königen das Land. It is a very fine country sis!" —

Jakob Gordon paßte in das Geschäft von Sally Katz und Mendel Gordon, die in Alteisen und leeren Flaschen handelten und allem und jedem, das einen schönen Verdienst versprach, wie das Lamm zur Jagd. Aber er war unendlich fleißig und unendlich gewissenhaft, und er hatte ein gutes Gesicht. Sally Katz und Mendel Gordon ereiferten sich oft über ihn, doch kannten sie für ihr Spiel den Wert jeder Karte ganz genau, und die Firma Katz & Gordon war stark und eigentümlich genug, daß sie ein gutes Gesicht brauchen und, wenn es not tat, bezahlen konnte. Sie lobten Jakob, um ihn bei guter Laune zu erhalten, und sie ließen seiner Phantasie die Verdienste an Alteisen und leeren Flaschen, die er machte, besonders wünschenswert und bedeutsam erscheinen. Vielleicht waren diese zwei ersten Ge-

schäftsjahre Jakob Gordons seine besten Jahre. Zuweilen packte ihn die sorgsame Freude an seiner Arbeit so stark, daß er nicht mehr den einfältigen Bruder des deutschen Mädchens besuchen ging. —

Die Lage änderte sich, als auch Edward Katz, der Sohn, in das Geschäft eintrat nach vier verunglückten Semestern an der Kapstädter Universität. Edward Katz hatte kein gutes Gesicht, aber Edward Katz war von Anfang an das reine Trumpfaß in dem Handel, der die schönen Verdienste brachte und mit Alteisen und leeren Flaschen nichts zu tun hatte. Mendel und Sally neigten sich tief vor ihm.

Edward war Jakob gegenüber sehr anmaßend und schickte sich an, ihn zu behandeln, wie Jakob es in der Schule erfahren hatte. Die Bedeutung eines guten Gesichtes lernt ein ganz Junger sehr schwer richtig einschätzen. Es kamen Zeiten, in denen kämpften Jakob und Edward miteinander um ihre Stellung. Jakobs ganze Gedanken waren in dem Streite, so konnte es geschehen, daß die Verlobung des deutschen Mädchens mit einem andern fast spurlos an ihm vorüberging.

„Ich bin doch mehr als Edward," grübelte Jakob, „und ich will mehr bedeuten, und ich muß es endlich zeigen, daß ich doch mehr bin." Er war selbstverständlich mehr.

Den beiden Alten dauerte der Kampf zu lange, und er wurde ihnen, da sie noch mancherlei vor

hatten, zu gefährlich. Sie unterhandelten breit miteinander, sie unterhandelten auch mit Edward. Edward schien eines Tages den Streit aufzugeben, er wurde freundlich. Kurz danach lernte Jakob in ihm Goldes Bräutigam kennen. Nach ein paar Wochen kauften Katz und Gordon einen Laden in der Nähe, wo die deutschen und holländischen Farmer der Nachbarschaft viel verkehrten. Edward tat verwundert, und Jakob war erstaunt. Mendel erzählte ihm am Abend zu Hause: „Es is für dich, Jack, mei Boy, es is für dich allein. — Und Jack, ich möcht gern, daß die Edith Katz, dem Edward seine Schwester, wird deine Kalle."

„Se is e schöne Schickse, Jüngel," sagte die Großmutter, „deine Mamme, deren Andenken gelobt sei, würd sich freuen." Als Jakob unverständlicherweise gar nichts antwortete, flüsterte Mendel freundlich: „Jack, nu wirst de zeigen, daß de's kannst besser als Edward." Da hatte er den Sohn gewonnen.

Jack zog am nächsten Tag in den Laden.

Edith Katz wurde seine Braut, obgleich in ihrem Elternhause so viel über den Schlemiel gelacht wurde. Zuweilen, wenn sie ihn recht gequält hatte, und er für alle ihre Launen wundersame Zartheiten und für ihre seltenen feineren Stimmungen ganz hohe Deutungen fand, glaubte sie: „Der mein Chossen ist, ist kein gewöhnlicher Mann!" Im selben Augenblick schalt sie ihn indessen schon: „Du

Ungeschickter, du bist nichts und wirst nie etwas sein!"

Dann ging Jakob fort mit müdem Herzen, und gerade in jener Zeit fiel ihm oft ein: „Das deutsche Mädchen hat auch nur den anderen geheiratet, weil sie mich für so gering hielt, aber es werden ja alle noch sehen. —"

Jeder weiß von dem Feuer damals in der Nacht, das ausbrach in dem Judenladen und in das der Sturm faßte. Es warf zwei andere Häuser um und sprang dann über die Straße. Wir liefen alle hinunter. Der Lärm war so groß, und so gewaltig schlugen die Flammen in den Himmel. Es wollte dann auch jeder zeigen, daß er Jakob Gordon mochte, und daß Jakob, wie man in der Kolonie sagt, von jedem als „weißer Mann" angesehen werde. Darum half erst jeder auf die gewöhnliche Torenmanier bei solchen Gelegenheiten, und schließlich, als der Laden ausgebrannt war, sprach jeder mit dem Juden, auch das frühere deutsche Mädchen, das inzwischen schon viele Prügel von ihrem trinkenden Mann in kurzer Ehe bekommen hatte, hing sich an ihn. Jakob Gordon blieb auf dem Brandplatze die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag. Er redete ungeheuer viel, er war über alles Maß glücklich. Er stand im Mittelpunkt des Interesses, jeder war zu seinem Feuer gekommen, jeder suchte seine Meinung zu erfahren über die Ursache des

Brandes. „Jakob" und „Jack" rief es immerfort . . .

Inzwischen suchte die Polizei emsigst nach der Brandursache auf ihre Weise. Die Brände in East London waren zu häufig geworden. Viele Versicherungsgesellschaften hatten Verluste gehabt. Ein Beamter beobachtete den Jakob Gordon bei seinen lebendigen Reden und verhaftete ihn plötzlich. Gegen Bürgschaft wurde Jakob nach zwei Tagen wieder auf freien Fuß gesetzt. Am Abend, als er sich ganz geschlagen und beschämt und versteckt zu Hause in seiner alten Kammer entkleidete, hörte er die Verwandtschaft im Nebenzimmer reden. „Was für e Schlammassel, was für e Schlammassel," stöhnte Mendel. „Ein Unglück ist, daß er sich hat erwischen lassen, der Schaute. Jetzt hat der Kaffer mit seinem Schmuß das schöne Versicherungsgeld verloren," sagte sein Schwager. „Ach," fuhr Edith Katz dazwischen, „ach, der ist so einer, daß er nichts anzündet zu seinem Vorteil, eher schenkt er der reichen Gesellschaft noch sein ganzes Geld. Geld . . ." Das war das Wort, das Jakob wohltat, sonst marterte ihn das Gespräch entsetzlich . . .

Gegen Morgen beging Jakob Gordon nach einer schlaflosen Nacht einen Selbstmordversuch. Er schnitt nicht tief. Die gerichtliche Untersuchung gegen ihn wurde sehr bald niedergeschlagen. Die Versicherung zahlte ihn glatt aus. Seine Heirat mit Edith Katz fand nach der Auszahlung statt, und

mit Hilfe seiner geschäftskundigen Frau ist Jakob Gordon seitdem auf dem Wege, ein wohlhabender südafrikanischer Handelsmann zu werden nach der Art der andern.

Johannes

Es gibt Menschen, selten wie die echten Dichter, die gehen als heimliche Seelsorger durch die Welt, und das ist ihr eigentlicher Beruf, an welch besonderen Arbeitstisch sie auch sonst das Leben gestellt haben mag. Leicht zu erkennen sind sie nicht für jeden, ohne Talar und Uniform und Titel, und deshalb wird den unbefugten Helfern gar oft ein Stein nachgeworfen, und die Hunde fahren ihnen kläffend an die Hosen. Aber — die Kinder haben ein Auge für sie und hängen ihnen an; und eins ist ganz sicher, die Seelsorger haben solche prachtvolle Mutter gehabt, daß sie um einer ganzen Jugend Herzensglück wohl später ein wenig von der Menschheit Leid tragen mögen, zumal ihnen ja doch die vertrauenden und ahnenden Kindergesichtchen immer wieder in ihre schweren Stunden hineinlachen.

Dies ist die Altersgeschichte von einem Seelsorger. Sein Vorname war Johannes, oder auch sein Nachname; gewisse Leute in Deutschland könnten vielleicht die Auskunft noch geben. Die Buren im Oranje-Freistaat jener Tage nannten ihn „Ou duitse Jan", und die wenigen Schotten, die es gab, „Old German John"; das heißt: der alte deutsche Johannes.

Seine Heimat war der südöstliche Freistaat, in dem pilgerte er herum seit vielen Jahren. „Immer," behaupteten die Jungen; „er ist eines Tages plötzlich dagewesen," sagten die Alten, „gerades Weges von

Deutschland her kam er." Die Buren in ganz Südafrika sind sehr gastfrei, oder waren's doch vor dem Burenkriege, aber dazu, daß sie den Fremdling vor ihrer Türe aufnehmen und an ihren Tisch setzen, mitten hinein zwischen Vater und Mutter und Söhne und Töchter, gehört eines, er muß seines Weges geritten oder gefahren kommen. „Ou duitse Jan" ritt nicht, „Ou duitse Jan" fuhr nicht, „Ou duitse Jan" ging immer zu Fuß, aber bei „Ou duitse Jan" machten die Buren die Ausnahme. Jeder weiß, daß, wenn irgendwo in der Welt Bauern, und also auch die Buren im Freistaat, für irgend jemand von einer alten Gewohnheit absehen, er ihnen ganz besonders nützlich sein muß. „Ou duitse Jan" war den Farmern da um Rouxville und Bethulie freilich nützlich, denn dem Hause, in dem er eben war, sparte er das Ärztegeld und der dicken „juffrau" oder der etwas dünneren „mistress" manche Mehrarbeit und gewiß viel nächtliches Wachen, und das fällt bei Schotten und Buren, soweit der erste Punkt in Betracht kommt, gleichmäßig stark ins Gewicht.

Es ist gar kein schöner Vergleich, der mit dem häßlichen Geier mit den grauweißen und schwarzen Federn, der aus dem blauen, sonnigen, heißen und so reinen Himmel unfehlbar auftaucht, wenn im weiten Veldt, im verschwiegensten Busch, an einem Hang ein Lebewesen zusammengebrochen ist. Wäre er aber nicht zu ihrem eignen Fleisch und Blut gekommen, so hätten die Farmer dem alten Johannes

weiß Gott den Namen des schleußlichen Vogels gegeben: denn, wenn in einer Heimstatt ein Kind aufwachte mit heißen Augen und ängstlich tat und die hinschauende Mutter Unwohlsein merkte, oder gar eine Krankheit ahnte und es ins Bett zurückwies, dann war „Ou duitse Jan" schon unterwegs. Gegen Mittag oder nachmittags oder abends, selbst nachts, wenn aus dem Krankenzimmer noch Licht schimmerte, ganz sicher aber andern Tags kam die farbige Hausmagd zur Herrin und meldete:

„Der Baas ‚Ou duitse Jan' kommt den Pfad zum Hause heraufgeschritten." Da wurde das Herz einer zarten Mutter freier, und sie wischte schnell eine Träne weg; aber auch die Unerschütterlichen und Derben machten ein zufriedenes Gesicht, und hinaus auf die »stoep« und gar herunter vor das Haus trat jede. Dann stand „Ou duitse Jan" schon dort, heiter, immer heiter, daß man sich gleich aus den klugen, hellen Augen ein ganzes Pöstchen Mut und Vertrauen holen konnte, wenn man die brauchte; die linke Hand hatte er in dem prächtigen, ganz weiß gehaltenen Barte, mit der Rechten grüßte er und sagte dazu einfach: „Ich bin gekommen, Karel ist krank oder Marie," und wenn's bei Schotten war, Charles und Mary; und dann antwortete die Mutter: „Ja, Ou Jan, ich danke auch" und „Ou Jan" hielt seinen Einzug und blieb, bis Leben und Gesundheit wieder das Haus umlachten, in dem er zu Gaste war, oder bis der stille erlösende Engel

16*

gekommen war, oder wieder bis er zur Frau sagen konnte: „Hier wird's besser, anderswo bin ich nötiger, da wartet man auf mich!"

Aber sein erstes Tun im Hause war auch nicht wie das der Landfahrigen, die sonst auf den Farmen immer an fremder Leute Tische sitzen, und das wußten die Frauen, bei denen er vorher nicht selbst gewesen war, von ihren Nachbarinnen. Wenn er deshalb ins Haus trat, und es war ein kleines Gebäude ohne Gastkammer, dann öffneten sie die Eßstube zuerst und sagten: „Tritt hier ein, Ou Jan, es wird dich niemand stören, das Wasser kommt gleich!" Indem brachten die schwarzen Jungen schon den Waschtrog und ein großes Tuch, und Johannes stellte den derben Stock zur Seite und hängte seinen breiten sonnverblichenen Filzhut darauf, nahm dann vorsichtig die starke weiße Leinentasche ab, die keinen quacksalberischen Firlefanz, sondern wirkliche und wahrhaftige Medizinen enthielt, und dann flogen seine paar einfachen Kleider ihm vom mächtigen straffen Leibe, der graue Mantel, Cordjacke und Cordhose, die derben und doch biegsamen Veldtschuhe, und dann plätscherte er wie ein vergnügter Bub im Bade und summte sich ein Lied dazu und wußte selbst gar nicht mehr, daß das Töne waren weither aus Deutschland, aus einer ganz andern Zeit seines Lebens.

Bei ihrem kranken Kinde saß derweil die Mutter und flüsterte dem zu: „Di Oom Ou duitse Jan het

gekom!" und es mußte gar schlimm stehen um das Kind, dessen Augen nicht ganz weit und glücklich wurden, und das nicht zurückflüsterte: „Wäscht er sich, Mutter, ist er bald fertig?"

Der alte Johannes hatte guten Grund zu seinen Waschungen. Die kleine Menschheit bei den Buren auf der Hochebene der alten Republiken war so fest und gesund und wenig kümmerlich, daß Siechtum selten bei ihr eine rechte Gelegenheit fand; ja, stürzte ein Wicht oder eine Dirne selbst tüchtig, so stülpte sie das Glück immer noch im gefährlichen Augenblick auf beide Beine. Das machte, daß die Büblein und Mägdlein spärlich im weiten Lande seiner Sorge anheimfielen und der Weg von einer Krankenstube zur andern oft weiter war, als was man bei uns zwischen einer Stadt und der andern weit nennt. An sprudelnden Quellen und murmelnden Bächen aber führen die Pfade durch das ausgedörrte Veldt nicht vorüber, und eine Nacht an Seiten des Weges unter den lichtstarken Sternen des Südens mag wohl eine Nacht wundervoll erfrischenden Schlafes bedeuten, eine staubige Nacht bleibt sie darum doch; der braune Boden, auf dem der Körper ruht, scheint nicht unterscheiden zu können zwischen der Hoheit des Lebens und dem Tode und wird zudringlich wie in ihm. Das große Reinlichkeitsbedürfnis hatte „Ou Jan" sicher aus seiner Vergangenheit mitgebracht, denn in Afrika bei den Farmern ist es nicht zu Hause, und da er wußte, daß alle Menschen

lieber für einen ein kleines Besonderes tun, wenn sie einen brauchen wollen, als wenn man das Gewünschte bei ihnen geleistet hat, hielt er noch mehr auf einen solchen Empfang, und es war das einzige, das er forderte, solange der ihn erwartende Schützling nicht schwer krank lag.

Die Buren sind gute Bibelleser, und es gehen wenig andre Gestalten der Sage und Erinnerung durch ihre langsamen Köpfe als die der biblischen Geschichte, und wenn schon ihnen diese so übermenschlich und heilig sind, daß sie keine kleine Sünde darin sehen würden, vergliche einer einen einfachen Menschen unsrer Tage jenen Gestalten, so nahmen doch am Sonntage in der Kirche bei den Bürgern im Rouxville- und Dewetsdorpdistrikt und da herum die freundlicheren der Erzväter und Propheten des alten Bundes, von denen sie hörten, ganz unwillkürlich die Züge des alten Johannes an, und das verursachte wohl die ihnen seltsame Waschung beim Eintritt des Alten fast stärker als sein gütiges Handeln. Eins ist ganz sicher, bei den Farmern, vor allem den Beiwohnern und den Armen — und bei denen ist am meisten Krankheit — galt „Ou Jan" als recht frommer Mann; nicht nur, weil sie Nutzen von ihm hatten, sondern weil er nach ihren einfältigen Begriffen gar so erbaulich mit den Kindern sprach, ganz wie ein Predikant, ja sie wirklich brav machte auf viele Wochen hin und die Größeren

solch schöne Sprüche lehrte wie: „Das Himmelreich ist inwendig in euch!“ als den allerbesten im ganzen heiligen Buche. „Ou Jan“ ging natürlich zu allen Menschen, und er ließ eigentlich nur die aus, die doch von Natur so recht einen Anspruch darauf haben, einen Mitmenschen für fromm oder unfromm, für gut oder ungut zu erklären, ihm überhaupt einen ordentlich gültigen Wert zuzuerkennen. Aber das war ganz begreiflich; solche Menschen wohnten in den Städten und Flecken, und um Flekken und Städte führte der Weg des alten Johannes ein für allemal herum: „Denn da sind Männer und Frauen genug, die helfen können, wenn sie nur wollen, und ich hab' das Land lieber mit seinen langsamen Leuten.“ So fehlte der Frommheit vom alten Johannes die richtige Beglaubigung, und die Prediger und städtisch Wohlanständigen, ward er erwähnt in ihrer Gegenwart, zeigten wohl eine neugierige Anteilnahme, aber sie drückten sich vorsichtig aus und warnten ganz im allgemeinen vor fremder Schwarmgeisterei, während die Bauern immer mehr und stärker an ihn glaubten von Jahr zu Jahr, selbst über seinen fehlenden Kirchgang hinaus, für den sie ihn entschuldigten: „Di arm ou Kerel het hierlands ni Kerk ni!“

Merkwürdig wär's freilich zugegangen, hätten sie weniger gut von ihm geredet; denn die Eltern gibt's nicht, die nicht am stärksten durch ihre Kinder lieben und hassen. Und die Kinder ...! Ja, eine

andre als eine solch langsam nüchterne Burenmutter hätte wohl eifersüchtig hingeschaut auf den Empfang, den der Alte im Krankenzimmer fand. Vom jubelnden Krähen und Kreischen ging's bis zu den ehrfürchtig mitleidigen und liebeswarmen Augen, wie sie eine kleine dumme Konfirmandendirn macht, die da meint, der freundliche Herr Jesus in Person wandle ihr vorüber; lag das Kind aber im Schlafe oder im Fieber, und „Ou Jan" trat ganz vorsichtig und geräuschlos heran ans Lager und strich ihm mit den immer feinen und so leichten Händen über die Stirn, dann sah der Stumpfeste über das heiße verschlossene Gesichtchen einen Widerschein hingleiten wie aus einer ganz heiteren Welt. War „Ou Jan" einmal im Krankenzimmer, dann ging die Mutter zufrieden hinaus zu ihrer Arbeit, denn da drinnen waltete nun der Arzt und der Pfleger leise und nachdrücklich zugleich. Nicht in diesen Stunden aber, die oft Stunden des Kampfes und der Not waren, gewann sich „Ou duitse Jan" die Liebe seiner kleinen Gemeinde, sondern dann, wenn er gesiegt hatte; dann hing sich ihm, der mit dem Genesenden saß, die ganze Jugend des Hofes an und tollte nicht und saß um ihn herum, und sobald die Erwachsenen, vor denen er ungern redete und fast schüchtern war in solchen Stunden, nicht mehr nahe standen, fing er an zu erzählen. Man erkennt leicht bei Kindern, die lesen oder lauschen, ob das Aufgenommene den Teufelchen oder den Engeln in den

kleinen Hirnen die Herrschaft gibt; sprach „Ou Jan,“ dann leuchtete den dumpfgrobsten Schlingeln ein bißchen vom Edelfeuer des Helden aus den Augen und den dummleichtesten Mädeln etwas vom Opfermute der ringenden Mutter. Die Kinder erzählten natürlich den Eltern wieder, was sie gehört hatten, und es handelte immer von der Güte und Größe der Menschen, und die Eltern auf ihren einsamen Farmen in Afrika, wo die Leute noch mehr einzeln kämpfen mit der Natur und über ihrer Abgeschlossenheit selbstsüchtiger sind, wunderten sich darüber und behielten es doch in ihrem Herzen. Einige aber waren, die sagten: „Ou duitse Jan“ kommt nur zu den Kranken, damit er den gesunden Kindern erzählen kann“; und wenn er das hörte, so lächelte er dazu und antwortete nicht.

Der alte Johannes durchzog auf diese Weise viele Jahre das Land, und, da doch wohl die Dinge nach seinem Willen gingen, glückliche Jahre. Das aber verträgt sich nicht recht mit der Ordnung der Welt, nach der jeder sein Gewitter haben muß zu seiner Zeit, wenn ihm nicht sogar ein rechter Sturm zugedacht ist.

Bei „Ou Jan“ kam das Wetter von denen, die ihn nicht beglaubigt hatten, und deren Häusern er fern blieb. So wirklich um ihn gekümmert hätten sich die auch nie, denn dafür hatten sie zu viel mit sich selbst zu tun, aber — wie soll man's nur aus-

drücken? — nun, es gibt eine Zeit im Leben der Kinder, da müssen diese aufhören, so schlank wie ein schwarzer Wattlebaum oder so knorrig wie eine kleine Fächermimose heranzuwachsen, ganz für sich selbst und nur sich und vielleicht ihren Eltern zur Freude; da kommt der Staat oder die Gemeinde und sieht sich den zukünftigen Mitbürger an, ob er wohl zu ihnen paßt, hübsch hinein in den Rahmen. Das gibt's auch in Afrika, gab's sogar im Freistaat, und wenn in ihm die freundliche und kluge Volksregierung milde zufaßte, so sah doch hier wie anderswo die Kirchengemeinde frühzeitig zum Rechten. Sie fand selten Grund oder nie, an einem Menschlein allzu Eigentümliches zu entdecken, das einmal einen gefährlichen Kopf versprach, bis plötzlich in den Distrikten von Rouxville und Dewetsdorp und da herum ein Geschlecht von Kindern hineinwuchs in den Konfirmandenunterricht, das störrischen Geistes war. Im ersten Jahre ertrugens die Predikanten schweigend und machten ein Auge zu, denn des wilden Fleisches schien doch wenig. Im zweiten Jahre sprachen ein paar nicht allzufern voneinander Amtierende ernstlich darüber. Im dritten berief man die Ältesten und verhandelte die Sache öffentlich. Zwar die Kirchenvorsteher verstanden nicht alle, was denn eigentlich groß Böses daran sei, wenn so ein Bursch oder „meisje" ein bißchen viel frage, und die einzige Entscheidung, zu der man gelangte, war, daß der fremde unruhige Geist nicht aus den

urgroßväterlich gleichtönigen Familienandachten käme und der gelehrte und gestrenge Prediger der Sache auf den Grund gehen möge. Wie's dann eigentlich traf, wußte niemand; aber einer von den jungen und eifrigen Predikanten, und ein tüchtiger Mensch und wirklich tapferer Bürger dazu — für sein Vaterland ist er später mit einem Schuß in der Brust gefallen — geriet bei seinen Schülern, die ihm mehr als gewöhnlich anhingen, hinter das, was er des Übels Ursache wähnte. Als der alte Johannes einmal wieder in seinem Sprengel ein Kind pflegte, sattelte der junge Mann sein Pferd auf und ritt hinüber. Es gelang ihm, „Ou Jan" wegzuführen von seinen jungen Freunden. Selbander schritten die beiden hinaus in das von der sinkenden Abendsonne mit Purpur überflutete Veldt. Was sie sprachen, erfuhr nie jemand; als sie aber wiederkehrten, war des alten Mannes Gesicht heiter wie immer und unendlich gütig, in dem des Jungen erschienen zum ersten Male vielleicht die Spuren eines wirklichen Kampfes, und er sah sehr ernst aus. Hinein in das Haus ging er gar nicht mehr, sondern zog stracks sein Tier aus dem Kral und sagte gepreßt, während er die Hand hinüberreichte: „Es tut mir so leid, Herr Doktor, aber ich muß doch danach handeln. Ich muß!" Da lächelte der große Greis ihn an und klopfte ihn auf den Arm: „Es wird schon recht sein!" —

Es war nicht recht indessen. Wohl trafen sich

der Alte und der Junge wieder, und da sie beide Vollmenschen waren, wurden sie immer froher aneinander; auf der Farm aber und auf jener fand „Ou Jan“ plötzlich, daß die Leute ihm anders begegneten als früher. Nicht die Frau trat ihm mehr entgegen, sondern der Bauer, und der Bauer grüßte gravitätisch und fragte: „Nun, Ou Jan, was willst du?“ — „Was ich will? Dein Sohn ist doch krank!“ — „Mein Sohn? Ach, ich hab’ zum Arzt geschickt, das ist gar nichts.“ — Solche Rede, das kann jeder bezeugen, ist ganz unafrikanisch, und wenn dem alten Johannes auch noch Essen und Lager stets angeboten wurden, er wußte sehr wohl, was er von ihr zu halten hatte, und hätte er’s wirklich nicht gewußt, ein Blick hinauf auf die Koppje, hinüber an die Kralmauer hätt’s ihm gelehrt, wo seine kleinen Freunde standen, ganz versteinert unter einem wunderlichen Zwang. Und so schlossen sich dem Alten langsam, aber nacheinander fast alle die Häuser, die man bei uns die guten nennen würde und die schließlich in dem wahrhaftigsten Lande der Gleichheit, im Freistaat, die der Wohlanständigen waren; denn auch da gibt’s Menschen, die sich ihre Gesinnung ein Opfer kosten lassen können, und das ist doch kein kleines Teil der Wohlanständigkeit, sondern die Hauptsache.

Die Geizigen und die Elenden und Kleinen hatten freilich auch erschreckt von diesem merkwürdigen Gerücht von „Ou Jans“ Unglauben gehört, aber

sie rechneten und fanden, ihn abzuweisen käme sie teurer, als sie recht ertragen mochten. Auf die Weise konnte ihnen der Alte um so mehr Zeit widmen, und das war um so besser für sie. Ein paar Falten aber gruben sich in sein heiteres Gesicht in dieser Zeit, und die Kinder, die ihm ausweichen mußten, redeten doch immerfort von ihm, und auch er behielt sie im Herzen.

Allen Menschen begegnet der Tod einmal, und wenn sie lange auf ihm abgelegenen Pfaden gegangen sind, dann macht er sich gar nichts daraus, ihnen in den wunderlichsten Lagen und Stunden sein immer wunderliches Lied vorzufiedeln. Es war das Jahr, in dem es so früh Winter wurde und ein unerhört scharfer Nordostwind herunterfuhr von den Bergen des Basutolandes. Hinter dem schneidenden Winde drein glitten die Schneewolken, und die Bürger im östlichen Freistaat erlebten einen Morgen im Herbst, als es noch hätte warm sein sollen, da lag tiefer Schnee, wirklicher, wahrhaftiger Schnee, und die Luft war so bissig, daß sie nicht nur den zitternden und verstörten farbigen Gestalten in ihren Decken an der sonnverwöhnten Haut riß. Die Farmer und ihre Söhne achteten das am wenigsten, die waren zu Pferde draußen seit dem ersten Frühlicht, in großer Sorge um die Mutterschafe mit den Lämmern bei ihren mächtigen Herden und zählten, was gefallen und was weniges noch zu retten war.

Auf seinem plaats „Geduld" ritt der reiche Abram Raubenheimer, der Veldtkornett, und neben ihm sein Sohn Dirk und voran sein bester Hirtenjunge, der Basuto Hans, der kaum jünger war als sein alter schwerer Baas. Oom Raubenheimer machte ein sehr grimmiges Gesicht; er war fast überall gewesen und hatte fast überall die Lämmer tot gefunden und sehr viel Schafe dazu, und dachte nun nach, schwerfällig und verbissen, und vorläufig mit einem etwas scharfen Zorn auf den Herrgott, für welche von seinen oder seines Hauses Sünden der große Verlust eine Strafe sein könne, da er doch eigentlich als wirklich frommer und rechtschaffener Mann weit und breit galt. Solch Grübeln stimmt nicht eben verträglich, und als Hans der Basuto sich wandte und, vorandeutend auf einen fernen Punkt und die Augen kneifend, rief: „Daar Baas, daar sit Ou duitse Jan" da polterte er los: „Wat? Ich hab' dem alten Kerl gesagt, er soll mein Haus und meinen plaats in Ruhe lassen!" — Die Farbigen haben eine gewaltige Achtung vor dem weißen Herrn, wenn er ein Bur ist, denn ein Bur prügelt, und prügelt nüchtern und schwer; aber es gibt auch keinen weißen Herrn, der so viel Widerrede von seinem Boy duldet als ein Bur, solange die nur sachlich ist. Kaum daß Oom Abram gesprochen hatte, drehte sich der Basuto wieder und hob diesmal abwehrend die Hand: „Wart, Baas, wart erst."

Raubenheimer sah verdrossen zu seinem Sohn hin: „Was ist's, Dirk?"

Der zuckte mit den Achseln: „Ich weiß noch nicht, mein Vater, aber ich will vorreiten," und er grub dem kleinen zottigen Pferde den Sporn des linken Absatzes in die Weiche, daß es an dem Basuto vorübersetzte. Hans drehte sich zum dritten Male um: „Ich weiß nun, Baas, Ou Jan is mos dood!"

„Was?" Auch der runde Pony des Alten sprang in Galopp ein, und er und der Basuto versammelten ihre Tiere erst wieder, als sie an Dirk heran waren. Der junge Raubenheimer stand mit entblößtem Kopfe und dummem Gesichte, wie es die jungen Männer leicht machen, wenn's ihnen heiß wird hinter den Augen: „Da! Sieht der Vater? Ou Jan ist gestorben und — und — sieht der Vater?" Oom Abram erkannte sehr gut und versuchte doch noch einmal zu poltern:

„Ja, ich seh' die toten Mutterschafe; mir scheint, da hat er die Lämmer ..."

Der alte Basuto aber unterbrach ihn und sagte ganz gemessen und fast feierlich:

„Mein Baas! Ou duitse Jan ist ein sehr guter Mensch gewesen. Ou duitse Jan hat vielen Kindern geholfen, mein Baas. Ou duitse Jan ist heute nacht hier vorübergegangen und kam von Baas Potgieters Farm, da hat er die Lämmer klagen gehört, deren Mütter gefallen waren. Da hat er den

Lämmern geholfen als wären es Kinder, mein Baas."

Abram Raubenheimer antwortete nicht, und es vergingen ein paar Minuten; in denen sahen die zwei Weißen und der Farbige immerfort auf den toten alten Mann zu ihren Füßen. Der saß halb und lag halb ruhend mit einem unendlich friedlichen Gesichtsausdruck und hielt in den Armen unter dem Mantel an den Leib gedrückt drei noch lebende und leise bähende Lämmer, während eine Strecke davon die Körper andrer Tiere im Schnee sich abzeichneten.

Wär' das das Letzte gewesen, was man über „Ou Jan" gehört hätte, wer weiß, ob die Wohlanständigen nicht das unklare Gerücht von seinem Unglauben vergessen hätten und seine Anhänger gar ihre Kinder nach ihm getauft hätten.

Doch „Ou Jan" war wohl einer von den unklugen Menschen; denn als Oom Abram Raubenheimer schon zum Predikanten nach Rouxville geschickt hatte, schon an seiner eignen Familienbegräbnisstätte ein Grab ausheben ließ, und alles ganz echt und feierlich herging im Wohnhaus von Geduld, da fanden sie beim Waschen des Toten einen offenen Brief mit einem Dokument und einer Art letztwilliger Verfügung, fein säuberlich geschrieben in Englisch, Deutsch und Kapholländisch. Darin redete der alte Johannes über seinen Tod hinaus den an, der, was ja wohl möglich sei, seinen entschlafenen Leib

einmal auf einer Wanderung finden werde; der möge dann dafür sorgen, daß sein bißchen erspartes Geld, das bei gewissen Banken ruhe, an ein paar arme Familien verteilt werde, sein Körper aber, mit der Erlaubnis des Grundherrn, da versenkt werde, wo man ihn finde, und besonders ohne kirchliche Feier; denn was die Menschen hierlands einen Christen nennten, das sei er nie gewesen, sondern einer von denen, die da dächten, das Himmelreich sei inwendig in den Menschen selbst.

Abram Raubenheimer verstand nur halb, und seine Augen wurden ganz klein vor lauter Denken, aber schließlich hatten er und die Tantje Raubenheimer doch das heraus: „Allemachte, Jan, der verflixte alte Schelm, der hatte wirklich keine Lust zur Seligkeit!" und da blieb nichts übrig, man mußte wieder einen Boten nach Rouxville schicken und das Grab an der Familiengrabstätte wieder zuwerfen, und Dirk mit dem dummen Gesicht und Hans der Basuto schaufelten in der Nacht den alten Johannes ein, wo sie ihn gefunden hatten, und das Ärgernis war sehr groß unter allen Bürgern, und sogar den Geizigen tat es nachträglich leid, daß sie sich je mit einem solchen „onchristelijke man" eingelassen hatten.

Eines Tages im Frühjahr nach dem Winter, in dem all die Schafe umgekommen waren, sattelte ein Deutscher auf Geduld ab, und als er mit Abram

Raubenheimer vor dessen Haustüre Kaffee trank, erzählte der dicke Bur die Geschichte vom alten Johannes. Am Nachmittag wollte der Deutsche die Stelle besuchen, wo man Ou Jan gefunden und auch begraben habe. An viel wilden Blumen sollte der Hügel leicht kenntlich sein, aber es bedurfte keiner besonderen Kennzeichen, denn auf dem Hauptwege, der durch ganz Geduld gerade durchführt, marschierte Oom Raubenheimers Jüngstes vor dem Deutschen her, die hatte fünf Kartoffeln auf dem kleinen Arme. Die fünf Kartoffeln waren ihre Kinder. Die Kinder waren brav gewesen, und zur Belohnung durften sie mitgehen zu „Ou Jan“, um dessen schöne Geschichte anzuhören. Und sie wurden auch richtig auf den Hügel gesetzt, die fünf Kartoffeln, eine neben die andere, und das Kind kauerte sich gegenüber und hob den Finger und sprach:

„Hört Ihr, nun erzählt Ou Jan!“ und damit drückte es selbst das Ohr in das Gras und die Blüten des Hügels hinein und fing zu plappern an und zu plappern, als gäbe es ein erlauschtes leises Reden weiter.

Frau Ingeborgs Sohn

Dies ist eine Geschichte aus Johannesburg im Transvaal. Jeder, der den Privatraum der Lion Bar besucht hat, kennt sie. Für die, die weder das eichengetäfelte Schenkzimmer betreten, noch überhaupt einen Blick in die Lion Bar geworfen haben, genüge die Bemerkung, daß die Besitzerin, eine sehr fromme alte Schottin, nebst anderm die Lebens- und Geschäftsmaxime von ihrem seligen Manne übernommen hat, die hübschesten Barmädchen in Johannesburg anzustellen und sich und ihrem Geschäfte dadurch einen auf ästhetische Grundsätze gestützten Namen dauernd zu erhalten. Auch anständig müssen die jungen Damen sein, wenigstens soweit die Besitzerin es weiß. Im übrigen hätte alles irgendwo passieren können, wo junge Männer sich hart am Leben reiben, einsam leben und also das rechte Maß der Dinge verlieren, wenn sie feinherzig und zartnervig veranlagt sind. Johannesburg als Erfüllungsort ist ein Zufall.

Frau Ingeborg Vischers Mann, der weißhaarige Amtsgerichtsrat, sah großzügig und vornehm auf der Straße aus, in seinen vier Wänden war er ein quälerischer und unvornehmer Patron. Als er starb, ließ er sie mit dem neunjährigen Friedo, einer sehr geringen Pension und einem kleinen Vermögen in einer ihr fast fremden deutschen Mittelstadt zurück. Aber Frau Ingeborg atmete auf. Sie stammte aus sehr gutem Hause, aus einem jener seltenen und merkwürdigen dazu, in denen Freude und Armut

und schöne Bildung als unsichtbare doch wohlerkannte Gäste immer mitten in der Familie sitzen. Zwanzigjährig hatte sie den alternden Amtsgerichtsrat geheiratet, und statt der Armut wurde das Geradegenug der Gast an ihrem eignen Herde. Die Freude und die Elternart liefen auch hinter dem scheidenden, großen, blonden Kinde nicht her, so sehr es nach ihnen rief. Nach zweijähriger Ehe bekam sie eine Tochter, die lebte nicht lang. Dann, als Frau Ingeborgs Seele schon so zerrieben und ihr wenig sinnenfroher Körper so vergewaltigt war, daß ihr stets die Angst eines verprügelten Hundes aus den Augen schielte, kam Friedo. Das heilige Glück der jungen Mutter und vielleicht mehr noch der Stolz auf die eigene Leistung stimmten auch den Mann, wenn nicht weich, so doch herablassend und mitteilsam. Er erzählte ihr zum ersten Male aus seinem Vorleben. Zug um Zug kam heraus und Nutzanwendung auf Nutzanwendung. Frau Ingeborgs Lebensekel wurde riesengroß, und ihre Kindesliebe hatte einen schweren Kampf auszuhalten, aber schließlich weinte sie nicht mehr und hoffte nichts mehr für sich. Sie klagte auch den Mann nicht mehr an im geheimen, der alles, was er im jahrelangen ausschließlichen Verkehr mit Weibern erfahren und erlebt hatte, bei ihr voraussetzte und forderte, und in dessen Lebensauffassung es eine feine Frau nicht gab, sondern nur Dirnen mit geringen Gradunterschieden. Nachdem Frau Inge-

borg wissend geworden war, kamen neunmal Sommer und Winter. Und kein Sommertag und kein Wintertag verging, an dem sie nicht daran erinnert wurde, daß sie zu denen gehöre, die man leider immer mehr nötig habe, aber natürlich immer mehr verachte. So etwas erträgt niemand ohne Hoffnung auf eine bessere Zukunft, und da Frau Ingeborg aus ihrer reinen, frohen Jugendzeit her das Erdenglück wirklicher schien als ein jenseitiger Lohn, so legte sie alle die Hoffnung in ihren Jungen. „Dir soll alles gewährt werden, was mir versagt ist, und du sollst vor allem erkennen, daß doch ein Wert ist in den Frauen, und du sollst ein Beweis sein für mich." Immer, wenn sie sich den nach vielen durchgrübelten Nächten hübsch zusammengereihten Satz wiederholte, mußte sie solch ein kleines, feines Lusttränchen am Auge zerdrücken und fühlte sich dabei schon fast als Siegerin. Des Mannes Tod half ihr, daß ihre Hoffnung nicht im Keime zuschanden ward, denn Friedo stand damals gerade dort, wo Kinder die Mißklänge in ihrer Umgebung bewußt zu empfinden anfangen und sich selbst kleine, unerwünschte und doch sehr lebenbestimmende Schlüsse ausdenken. Vom Sterbetage bis zum Märzmorgen des bestandenen Maturitätsexamens blieben Mutter und Sohn in der deutschen Mittelstadt. Es war eine sehr schöne Zeit für beide, und allen Einflüssen der Schule zum Trotz gelang es der jungen Frau, einen Jüngling aus ihrem Friedo herauszumodeln,

wie Mütter, die einen Sohn geboren haben, sich sein späteres Bild erträumen. Friedo liebte dafür die wieder fröhliche, reine und vornehme Frau mit ganz abgöttischer Verehrung, zumal sie ähnlich einer klugen Braut es verstand, den werdenden Mann durch immer neue Züge ihres Wesens zu fesseln.

Frau Ingeborgs Schwester war an einen Kaufmann in Hamburg verheiratet. Sie war glücklich vom ersten Tage ihrer Heirat an, nur blieben ihr Kinder versagt. Nach Hamburg zur reichen Tante fuhren Mutter und Sohn bald nach dem Examen. Im Hause des Herrn Jürgensen von H. W. Jürgensen & Co., Export und Import, entschied sich Friedos Schicksal. Friedo gefiel dem kühlen, hanseatischen Onkel sehr wohl, obgleich der Onkel über den ihm etwas zu stillen Neffen und mehr noch über die ihm wieder zu lebhafte und vor allem zu gefühlvolle Schwägerin manchmal ärgerlich lachte. Frau Ingeborg ihrerseits ließ sich von ihrer Schwester begreiflich machen, daß die Armut bei ihren Eltern durchaus nicht der Umstand gewesen sei, der Freude und schöne Bildung bedingt habe, und daß für all das, was sie von ihrem Friedo erwartete, ihm eine gewisse Wohlhabenheit, ein gesicherter zukünftiger Besitz nur von Nutzen sein könne. Friedo trat ein bei H. W. Jürgensen & Co., Export und Import, um dort vorläufig seine Lehrzeit abzudienen und in nicht zu ferner Zukunft seines Onkels

Stelle einzunehmen. Frau Ingeborg blieb bei ihrem Sohn in Hamburg, und selbst der Onkel sagte: „Ich wünschte Friedo eigentlich von seiner Mutter Schürzenbändern los. Awer se kiekt dar to, dat he nich een Duckmäuser ward, und man merkt nur, daß er einen Happen stets frischer Lebensreinlichkeit von ihr her in alles mit hineinschleppt und einen ganzen Haufen Arbeitsintensität. Wie soll man ihr da beikommen?" Als die Lehrzeit vorüber war, kam er ihr bei. Gegen den Einwurf seiner eigenen Frau stellte er Frau Ingeborg vor, Friedo müsse auf drei Jahre über See zur weiteren Ausbildung, und zwar habe er eben eine Gelegenheit in Johannesburg. Zu seiner Verwunderung wehrte die leise weinende Schwägerin sich gar nicht, und Friedo stimmte aus selbstverständlicher Klugheit allem zu. So ging er zum ersten Male in die Welt und kam nach Johannesburg, wohin ihm Frau Ingeborg allerdings nicht folgen konnte.

Von dort schrieb er jede Woche an seine Mama, dicke Briefpakete. Und so schön war das Verhältnis zwischen beiden, daß Frau Ingeborg wirklich im tiefsten, doch so mädchenhaften Herzen keins jener fraulich traurigen Eifersuchtsfältchen verspürte bei den stets erneuten verwunderten Versicherungen ihres Kindes, es habe gar kein Heimweh, nicht das geringste. Sie freute sich viel mehr darüber, fast wie über die Mitteilung, die neue Umgebung sei wundervoll freundlich und überhaupt

alles so klar und ordentlich, daß die Mutter sich ganz umsonst gesorgt hätte. Herr H. W. Jürgensen hörte von dem Inhalte der Briefe durch seine Frau, und er sagte: „Wär' auch noch schöner, wenn der Bengel Heimweh hätte. Aber sonst? Die staubige Minen- und Schwindelstadt kenn ich doch auch, und wenn da alles wundervoll klar und freundlich und ordentlich sein soll, dann will ich mich mit 'm Armenier assoziieren. Awer töw, Hedda, töw, dat kommt noch naa!" Und dann machte er ein ganz niederträchtiges Gesicht, wie es Frau H. W. Jürgensen nie ausstehen konnte, und stierte ein paar Minuten in die Luft und hämmerte schließlich auf den Tisch: „Wat? Wat? Ik hev mi schunden, ik. Und so een, de mit so vel Seelenballast rumlöpt, sull sik nich schinden? Nich? Wat? Na da sull doch!"

Friedo schund sich viel früher als Mutter, Tante und Onkel es ahnten. Mit den Dingen und an den Dingen begann es, und mit den Männern und an den Männern ging es weiter. So lange Friedo noch als seltsame Neuigkeit wirkte, der Schatz an ererbter Bildung und tragfähiger Begeisterung riesengroß in ihm war, gelang es ihm wirklich, allem, was er anfaßte, ein besonderes, geheimnisvolles Leuchten mitzuteilen. Das Leuchten sah er selbst und hielt es für den Eigenglanz der Dinge. Das Leuchten sahen die Männer um ihn, die sehr wohl wußten, daß keine Sache einen hohen Schein aus

sich heraus hat, und sie verwunderten sich über ihn und beugten sich sogar ein bißchen.

Aber die andern Menschen macht's müde, wenn sie immer bewundern sollen. Es ist für die meisten mehr Erholung im oberflächlichen Bummeln und verschwiegen lustigen Lumpen als in Tiefgründigkeit und Andacht, aus denen einem die kategorischen Imperative erwachsen und dererlei Zeug, das so verehrungswürdig wie unbequem ist. Für Friedo verblaßte langsam der Glanz der Dinge, das machte ihn unruhig. Die Männer sind Tolpatsche und wollen aus ihrer eignen Verlegenheit doch um jeden Preis heraus. Sie schoben ihm wissentlich und unwissentlich bei seinen verzweifelten neuen Anläufen, wieder hochzukommen, die kleinstmenschlichen Beweggründe unter. Das machte ihn verstört und bitter. Bald kam für ihn die zweite Kehre, auf der man still und eingeschüchtert voranläuft mit einem eigentümlich brennenden Herzen und einem scheu verwunderten Fragen in den Augen. In dem Lebensabschnitt fragt und mißt einer unaufhörlich, bis der Kopf fast zerspringt: „Wer hat nun unrecht, ich oder die Welt?" Man tut sich am wehsten auf dieser Station, meistens weher als beim Aufenthalt auf der dritten, wo je nach Laune und Veranlagung schon die eigene Persönlichkeit oder die Welt zum Sündenbock gemacht ist, und natürlich weher als ganz oben auf der Wasserscheide.

Denn die Menschen, die dort stehen, fragen nach

Recht und Unrecht überhaupt nicht mehr, weil sie wissen, daß jeder und jedes recht hat. —

Wie Frau Ingeborg den ersten Brief von der zweiten Kehre erhielt, war's ihr, als hörte sie ganz in der Ferne ein feines Glas klingen und durch die allzu große eigne Klangfülle zersplittern. Trotzdem enthielt der Brief keine Klage. Das einzige, was an ihm auffallen konnte, war der unvermittelte Schlußsatz: „Ach, Mama, daß ihr Frauen so gut seid!" Frau Ingeborg machte die Augen zu und saß lange ohne Licht in die Dämmerung hinein, und ihr fiel ein, daß sie zwischen ihrer Tochter Tod und Friedos Geburt auch oft den Ton des singenden und zersplitternden Glases gehört hatte. Diesen Brief las sie Herrn H. W. Jürgensen und ihrer Schwester nicht vor, und auch aus den folgenden las sie nur Abschnitte. Sie vermutete, Herr H. W. Jürgensen werde so ein bißchen ums halbe Gesicht herum hohnlächeln, und das hätte er auch getan. Friedo war heraus aus der verlorenen Schale, wo er ihn haben wollte, und wo die tolle junge Mitwelt Gelegenheit hat, ihre nicht gerade sittsamen aber nützlichen Erziehungskünste zu üben. Die laufen, das weiß jeder, auf eine Zertrümmerung von Idealen hinaus oder stellen wenigstens die durchaus nicht böswilligen Versuche dazu dar. Das ist nur gut so, selbst wenn ein Mensch hier und dort dabei zugrunde geht. Die Ideale aus der Jugend sind angelerntes Zeug, eines Menschen Beruf bringt sie

kaum alle ins Feuer, dahinein müssen sie aber schon sprichwörtlich, wenn einer ein Kerl werden soll. Im Feuer verbrennt das für ihn Wertlose und aus den Bruchstücken der Schellchen und Glöckchen, die man im Elternhaus um ihn aufgehangen hat, wird die besondre Glocke gegossen, die ihm durch das eigenste Leben dröhnt. Bekommen junge Leute einen in die Finger, der ihnen lang widerstanden hat, schleppen sie ihn sobald als irgend möglich zu den Frauen. Die wenigsten ahnen, warum sie es tun. Natürlich gehören die Frauen, die das Heimlichste und Eigenste im Werdemenschen zum Wachstum oder Untergang aufwecken, selten zu den besten, besonders nicht in den neuen Ländern. Aber zwischen den sogenannten guten Mädchen und den jungen Männern liegt schon im alten Europa mit seiner Frauenüberzahl eine solche Schicht von Herkömmelei, daß sie sich innerlich wenig nützen können vor der Ehe.

Mit der zweiten Kehre war bei Friedo alles kurz und klein geschlagen oder entzwei gegangen, aber wie ein herumgelegtes Silberband eine geborstne Urne, hielt die gläubige Verehrung des andern Geschlechts noch die Form seines inneren Menschen zusammen. Das merkten seine Kameraden, die ihn in Tau hatten, und brachten ihn in die Lion Bar.

In der Lion Bar war unter den sechs ausgesuchten Damen der frommen alten Schottin die schönste und anziehendste, die jeder nach seinem ersten Besuche Miß Tom nannte und längstens nach seinem dritten Besuche „Tommy." „Tommy" behauptete in Irland geboren zu sein von einer deutschen Mutter und einem irischen Vater. War sie Franzosen gegenüber, so nannte sie ihre Mutter wohl auch eine Französin, um sich dann im Widerspruch gefangen auf das Elsaß zu retten. Jedenfalls sprach Miß Tom deutsch und französisch und englisch gleich gut und das Englische ohne irischen Akzent. Versuche, gelegentlich „Oirish" zu reden, mißlangen ihr vollständig, doch blieb sie bei ihrem irischen Erzeuger mit viel Festigkeit. „Tommy" war sehr elegant, „Tommy" hatte eine Gestalt wie eine Nymphe und Hände wie eine Märchenkönigin, und auf Tommys schönem, wirklich irischem Gesichte mit den sehr großen dunklen Kinderaugen lag für den oberflächlichen Beobachter ein solch jugendlich treuherziger, träumerischer Ausdruck, daß schon deshalb jeder Neuling mehr ausgab als er wollte, um nur von ihr im Verlaufe des Abends einmal bedient zu werden. Die weniger Oberflächlichen trauten dem Kinderblick nicht, die zog Tommys Sonderlichkeit an. Denn, wenn die andern Mädchen laut waren und keinem gewagten Männerscherz eindeutige Antworten schuldig blieben, so hielt sie sich still und überhörte immerfort arbeitend und freundlich grüßend

jeden Anruf zur Rede und Gegenrede, bis einer ihr kameradschaftlich ernsthaft kam. Hatte dann der Erfahrene ihr in einer Ecke der Bar flüsternd erzählt von irgendeiner Sorge seines Tages, so durfte er ruhig ihre Hände nehmen, mit ihren vielen Ringen spielen und neckend ihr sagen: „Tommy, dort ist wieder ein Dummer, der sich in dein unschuldiges Kindergesicht vergafft hat. So ein Schwindel, was? Du bist ein Prachtmädel Tommy, aber unschuldig bist du doch zu allerletzt, gelt?" Auf diese und ähnliche Gewissensfragen hatte Tommy immer dieselbe Erwiderung bereit: „Wie kann ein Mädchen unschuldig sein, das soviel von euch weiß wie ich, das euch so kennt, wie keine Mutter, Frau oder Schwester sich von euch träumen läßt." Aber Tommy brachte die Worte jedesmal bescheiden heraus und sah die Frager so unbekümmert dabei an, daß sie gerade danach wieder unsicher wurden. Trotzdem waren sich die Männer im allgemeinen einig, Tommy das Kind, sei „the hottest stuff out", und ihre Kolleginnen nannten sie einen ganz gefährlichen Teufel. Sogar die Johannesburger anerkannten Damen, die sie bei den Rennen und bei den Sports sehen mußten, weil ihre Eleganz so einfach und ihre Einfachheit so elegant war, hatten eine Bezeichnung für Miß Tom, aber die geht niemand etwas an, zu beweisen war sie damals so wenig wie die Anschauung der Männer und der neidischen Kameradinnen hinter der Bar.

Vordem Friedo das Privatzimmer der Lion Bar betrat, erzählte man ihm von Tommy, und Tommy war schon am Morgen verkündet worden: „Heute abend bringen wir einen, der ist wirklich und waschecht unschuldig und hält alle Mädels und Frauen für reine Engel!" Wenn sich indessen die jungen Männer von Friedos Erscheinen in der Bar eine Lachgelegenheit versprochen hatten, so irrten sie sich. Lucy Burns und Edith Smith taten Friedo schön, ohne ihn küssen zu können, wie sie verabredet hatten, denn die alte Schottin schlürfte den ganzen Abend selbst in der Bar herum. Tommy sprach Friedo gar nicht an über den Grußwechsel hinaus und schien überhaupt launisch und einsilbig und nicht bereit, irgend jemand anzuhören. Als Bert Hansen, der sein Geld gern bei Tommy ausgab, ihr ungeduldig zuflüsterte: „Well, Tommy, sag doch, was du von ihm hältst, und fang doch an ihn zu reformieren, denn dazu haben wir ihn hergeschleppt," da blickte das Mädchen zu Friedo hinüber, als müßte sie ihn nun erst einmal recht ansehen, und entgegnete: „Er scheint ein ganz netter Junge zu sein. Aber der Herr Hansen, aber —," und ihre Stimme verlor den gedämpften Klang, „Sie meinen, Sie hätten uns ausgelernt, sehen Sie zu, daß Ihr Freund Sie nicht in die Tasche steckt, mir scheint, er kennt die Frauen zehnmal besser als Sie alle zusammen."

Hansen lachte laut auf und rief: „Boys, hört Ihr,

was Tommy sagt?!" Doch sprach er nicht weiter, ganz plötzlich sah ihm Tommy von unten herauf in die Augen, nicht bittend, nicht kindlich, sondern hart und zwingend: „Bert Hansen, sei ganz still, mit dem, was ich eben gesagt habe, unterhältst du niemand und machst dieses Mal keinen Scherz draus. Das sage ich dir, Bert Hansen!" Bert Hansen war so erstaunt, daß er eine ganze Weile brauchte, bis er eine Antwort fand. Sie war nicht höflich und klang in den Wunsch aus, Tommy solle Leutnant werden in der Heilsarmeekompagnie, die allabendlich ihre Schlachten vor der Lion Bar schlug. Im übrigen gehorchte er, und als das Mädchen nicht mehr seines Weges kam, schob er sich gelangweilt hinaus, und die andern mit Friedo folgten ihm in den Klub. Bald nach elf gingen alle nach Hause, man rief nach Friedo, er war verschwunden. „Der schläft längst," hieß es. Friedo schlief gar nicht, ebensowenig wie an den folgenden Abenden, wenn seine Bekannten seine Fenster dunkel und seine Türe verschlossen fanden. Als sie mehr oder weniger laut bei ihren Skat- und Bridgetischen saßen, war er stillschweigend aus dem Lesezimmer wieder hinausgeschlüpft und war in einer Rickshaw zur Lion Bar zurückgefahren. In der Lion Bar hielt er sich seitdem täglich nach dem Essen auf, zuweilen eine Stunde, zuweilen viel länger. Blieb er kürzer, so kam er sicher am selben Abend vor dem Rufe: Time, gentlemen, time! noch einmal wieder. Dabei trank

er wenig. In ganz kleinen Schlückchen kostete er seinen Whisky-Soda-Split aus, einsam und einsilbig, wenn ihn eins der Mädchen außer Tommy ansprach. Sie blieb aus seiner Nähe fort, sie grüßte ihn auch nicht. Edith Smith hatte ihr zugerufen, als Friedo damals zurückkehrte: „Du, sieh doch, da ist der Unschuldige schon wieder!" Darauf hatte Tommy mit den Achseln gezuckt. Edith Smith, die Friedo „such a clean boy" nannte und sich immer deutlicher für ihn erwärmte, machte in ihrer derben Gutmütigkeit und Bereitschaft, alles, selbst den Schatz, mit andern zu teilen, Tommy noch ein paarmal auf ihn aufmerksam, bis Tommy plötzlich und im richtigen ihr sonst fehlenden Barmaid-Ton antwortete: „Zum Teufel, laß mich in Ruh, kann ich mich um jeden dummen Kerl kümmern, der stumpfsinnig über seinem Glase hockt. Red' doch zu ihm, wenn du willst und du kannst!" Edith Smith sah sie ganz erstaunt an, aber Grobheiten blieb sie mit ihrer gewaltigen Sergeantenstimme nie schuldig. Tommy bekam solche Fragen zu hören, alte, whiskydurchseuchte Kunden betreffend, die man aushorche, und warum man das täte, daß ihr die Leerheit der Bar gerade um sieben herum, wo alles bei Tisch saß, wohl nicht unangenehm war. Trotzdem bot sie Edith um neun Uhr ihren freien Abend an und machte ein solch gutes Gesicht dazu, daß die immer ausgangslustige Edith gleich annahm und gar sagte: „Das von vorhin tut mir leid, Tom-

my, es war nicht bös gemeint.“ Tommy wischte richtige Tränen aus den Kinderaugen fort und murmelte: „Du sollst nie so Häßliches von mir vor andern Leuten reden, es ist wirklich alles nicht wahr!“, da schämte sich Edith ordentlich und mußte eine ganze Flasche Bier trinken und beim Hutaufsetzen Lucys Puderquaste gebrauchen, um nur selbst die Rührung und ihre Spuren loszuwerden.

Um halb zehn Uhr kam Friedo. Vor Tommy stand einer ihrer alten Bekannten, der scharfsichtiger war als die andern. Er fühlte, wie ihre Hand in der seinen zuckte. Behutsam suchten seine Blicke den Raum ab, aber die Personen kamen und gingen immerfort. Er beugte sich zu dem Mädchen: „Tommy, ist der Mann hier, dem du gehörst? Ich sähe ihn gern einmal.“ Das Mädchen lächelte: „Unsinn! Ich gehöre niemand!“ „Na, also dein — sweetheart?!“ — Wieder wanderten seine Blicke herum, und schon klang's gereizter und unruhiger zurück, während sie ihm den eben bestellten Whisky einschenkte: „Ich habe kein sweetheart!“ — „Du kein sweetheart, Tommy? Well, ich fing gestern zwei Blicke von dir auf, na, die galten nicht niemand und waren anders als was sonst aus deinen Guguaugen kommt. Jawohl! Und dann, als ich dich vor ein paar Tagen nach deiner Unschuld fragte, weißt du, wie du auf einmal blaß wurdest und stocktest? He?“ Tommy hatte eine Rosenknospe aus dem Gürtel gezogen und strich sich mit ihr hin

und her über die Stirne. „Sie träumen, aber die unverschämte Frage beantworte ich längst nicht mehr!" — „Möchtest unschuldig scheinen, Tommy, he?" Das Mädchen antwortete nicht. „Ei ja, der Donnerwetter, da bist du also wirklich regelrecht verliebt, dann freilich, dann wollt ihr's immer sein!" Er lachte laut und unbesorgt, das Mädchen wandte sich schnell von ihm ab. Wie sie's tat, sah er, daß ihre Augen verstohlen zum andern Ende des Schanktisches huschten. Dort stand ein junger Mensch, scheinbar über das Glas gebeugt. „Der? —" Er drehte sich gleichgültig herum, als wollte er zu einem Herrn hinter sich reden, jetzt hatte er den Jungen im Spiegel. Wirklich, der starrte ihn und Tommy an, immer über das Glas. „Na! — Tommy, noch einen Whisky. — Viel Wasser dieses Mal. — Also Tommy, der junge Bursch da drüben ist's. Er sieht die ganze Zeit her. Er ist durstig, Tommy! Nicht nach dem, was er vor sich stehen hat. — By Jove, du wirst rot, Tommy." Er tat einen Griff und erwischte wieder die eine Hand des Mädchens. „Du bist sehr hübsch, wenn du rot wirst! Aber, aber? Ja, was hast du denn? — Ich will dir doch nicht weh tun, ich doch nicht! — Was? — Loslassen soll ich dich? — Gewiß doch." — „Und sehen Sie bitte nicht immerfort hinüber! Bitte nicht." — Der Mann war ganz erstaunt. „Well, well! Nein doch, nein, gewiß nicht. Aber das, das paßt in Wahrheit alles nicht zu dir, Tommy?" — „Was paßt nicht

zu mir? — Sie irren sich. Sie irren sich gewiß. Mir sind alle gleichgültig. Aber, was paßt nicht zu mir?" — Er merkte, wie ihre Mundwinkel zu zucken anfingen, und wie rechts und links die Leute zu schreien aufhörten und ganz stille wurden aus Neugier, da streckte er sich und sagte im gleichgültigsten Tone: „Sie haben ganz recht, Miß Tom. Gute Nacht. Ich wollte Sie ein bißchen ärgern. Es soll nicht wieder geschehen, und ich verspreche Ihnen Schweigen. — Ja, ja!" Damit ging er hinaus. Tommy biß sich auf die Lippen. Einen Augenblick trat sie in die Nebenbar hinüber. Als sie zurückkehrte, kam sie auf Friedo zu. Sie blieb vor ihm stehen. „Der Mann hat meine Hand genommen, ich habe sie ihm nicht gegeben." Friedo hing über seinem Glase, als ginge ihn nur das an. „Die Leute nehmen immer meine Hände gern. Was soll ich machen? Wenn sie zu mir reden wollen, muß ich zuhören." Friedos Kopf schob sich langsam in die Höhe, bis seine Augen den ihrigen gegenüber waren, aber da wich sie selbst aus. Friedo redete leise: „Ich weiß ja genau, daß Sie nicht anders können." Tommy grübelte: „Was wird er denken, daß ich jetzt so starr zu Boden sehen muß. Ich möchte es ihm erklären." Sie setzte ein paarmal an. Ihm schien, sie habe ihn nicht gehört, und er wiederholte: „Ich weiß wirklich, daß Sie nicht anders können." Fast gleichzeitig mit ihm, vielleicht weil sie seine Lippen sich bewegen sah, kam sie zu Wort: „Nein, ich kann wirklich

nicht anders." Beide lächelten, als sie merkten, daß sie fast dasselbe gesagt hatten, und es fiel niemand auf, wie sie nun dastanden, als hätten sie durch übernatürliche Kräfte eines um des andern Gestalt einen köstlichen leuchtenden Schein entdeckt, nur ungeduldig wurden die Gäste, die drüben warteten. „Miß Tom, Miß Tom, Tommy!" scholl es. „Ich muß hinüber," sagte das Mädchen freundlich, „hier ist Miß Burns' Platz!" Sie ging grüßend. Friedo blickte ihr nach, aber sie hatte viel zu arbeiten, und wenn ein Blick den Weg über den Spiegel zu ihm nahm, dann mochte er ihn nicht recht. Er wartete eine ganze Weile. Auf einmal trugen ihn seine Füße durch den Raum und zwischen den Schwätzenden und Spaßenden und Trinkenden streckte sich sein Arm über die Bar weg zu dem Mädchen. „Gute Nacht! Ich muß jetzt gehen!" „Gehen?" Sie hielt ihn fest. „Jetzt schon?" Er sah, wie vorhin jener andre, daß ihre Mundwinkel zu zittern anfingen, es machte ihn verlegen. „Nun, ich kann auch noch bleiben." Er zog seinen Arm zurück und trat selber zurück an die Wand. Dort stand er bis zur Schlußzeit. So oft die Gäste vor Tommy wechselten, konnte er zu ihr hinsehen, und ihre Augen ließen seine Augen nie warten und waren folgsam und demütig, wie sonst nur eines ganz jungen Kindes Augen sind. Aber Friedo fühlte die Menschen zu sehr, die zwischen ihnen standen, darum schloß er oft die Lider, und dann suchten seine Gedanken rückwärts den

Augenblick, als das Mädchen zum ersten Male zu ihm gesprochen hatte. —

Nachdem Tommy in ihrem Schlafzimmer das Licht gelöscht hatte, schob sie die Fenster in die Höhe und klinkte die Türe auf. Bei offenen Fenstern und offener Türe lag sie eine gute Stunde, da fing der Nachtwind mit ihrer Türe zu spielen an. Sie sprang wieder aus dem Bett und schloß zu und verriegelte. Es fror sie dabei, und sie wühlte den Kopf ganz tief in ihre Kissen. Der Schlaf aber kam nicht zu ihr, denn es stöhnte immerfort in ihr: „Wie soll ich dies ertragen, wenn du ferne stehst und mich ansiehst? Es macht so müd, denn ich muß doch den andern gefallen, und du verlangst so viel. Und bin ich allein, so läßt du mich allein!" Im Frühlicht klopfte einer bei ihr an und verlangte mit vom Trinken heiserer Stimme Einlaß, wie jemand Einlaß begehrt, der ein Recht hat. Sie antwortete nicht.

Friedo schlief köstlich in jener Nacht, und beim Aufwachen war ein Wohlgefühl in ihm, daß er all seine Kämpfe vergaß, und es wurde auch nicht gestört, als Bert Hansen beim Lunch laut sagte: „Wißt ihr denn die Neuigkeit von der Lion Bar? Friedo ist dort jeden Abend, und Edith Smith ist in ihn verschossen." Friedo lachte mit den übrigen und dachte: „Ihr beredet nun, daß ihr heute abend dorthin geht, und daß ich euch da ein Schauspiel geben soll.

Ihr irrt euch, denn mit dem, was ich nun seit gestern genau weiß, und was ihr nicht wißt, ertrag' ich es wohl einen Tag allein, und das Wiedersehen wird dann wunderschön." Sie erstaunten, daß er plötzlich die Augen schloß, er aber sah Tommys Kindergesicht. Am Abend brannte die Lampe in seinem Zimmer vom Abendessen bis nach Mitternacht, und Friedo schrieb einen Brief an Frau Ingeborg aus seines Herzens großer Glückseligkeit heraus. Es war der letzte Brief, den Frau Ingeborg von ihrem Sohne erhielt. Er kam in Hamburg erst eine ganze Weile nach einem Kabel an, das Fremde hinter dem Briefe her an Herrn H. W. Jürgensen gesandt hatten. Frau Ingeborg brauchte lange, ehe sie solchem Jubel und soviel Lachen ihres Kindes gegenüber wieder die harte Wahrheit der Depesche begreifen lernte. Ihr starb der Sohn zweimal. Aber durch die Art Leben, die ihr noch verblieb, schlich kein trostloser, bitterer Toter, sondern es war ein junger Mann darin, wie die Maler den siegenden Frühling abbilden, und dessen Führung man sich wohl anvertrauen mag. So schlägt, so tröstet und so trügt das reiche und lügnerische Schicksal.

Bert Hansen fragte Friedo am nächsten Tage: „Wo waren Sie nur gestern? Wir trafen uns um neun Uhr alle Mann stark bei der alten Schottin, notabene um Ihnen und Edith etwas auf die Finger zu sehen. Die dicke Edith hat natürlich gleich

nach Ihnen gefragt, aber wer fort blieb, waren Sie." Friedo antwortete: „Lassen Sie mich doch mit der Bar in Ruhe, Hansen, nicht wahr?" Hansen sah ihn von der Seite an: „Ich habe Ihnen das eigentlich nicht zugetraut, aber Sie haben ganz recht, es geht uns — mich ja gar nichts an. Übrigens, Sie haben doch sicher auch mit Tommy einmal gesprochen?" — „Tommy?" Hansen mißverstand den Ton. „Ja Tommy, gewiß Tommy! So blind können Sie doch nicht gewesen sein, daß Ihnen das Mädchen nicht aufgefallen ist. Das unzweifelhaft schönste in ganz Johannesburg. Das after all eleganteste. Das, hinter dem wir, hinter dem jeder drein ist. Der die Weiber einen Ruf verschafft haben: Na! — An die aber eben niemand dran kam, und der niemand in Wahrheit was nachsagen konnte. Niemand. Bis gestern abend. Obgleich es jetzt eigentlich auch kein Deubel kann. Obgleich freilich wiederum heute noch weniger an ihre Unschuld glauben werden. Wenn's überhaupt je einer getan hat."

Es war gut, daß Hansen in seinem Eifer Friedo nicht ansah. Friedo wußte, daß er bleich war, daß Mund und Augenlider ihm zitterten, und daß er sprechen mußte. Mit unsäglicher Anstrengung brachte er heraus: „Was war gestern abend mit dem Mädchen?" — „Na, Sie erinnern sich also? Ich hätt's Ihnen auch übel genommen. Denn — werden Sie nur nicht wild — über der dicken Edith die Tommy ganz zu übersehen, das wäre eine zu

wahnsinnige Geschmackssünde. — My word! — Na, denken Sie nur, es kommt da auf einmal dreiviertel siebenachtel voll der rote Bill in die Private Bar. Den kennen Sie auch nicht? By Jove, wie wenig wissen Sie von Johburg! Der ist unter der ganzen Halunkenarmee von Buchmachern am Rand das größte Schwein in jeder Hinsicht, das bedeutet einen einzigartigen Superlativ. Jeder wundert sich, daß der Kerl so besoffen ist, denn gerade das tut er schon aus Schlauheit sonst nicht. Das Hallo ist also um so größer, als er uns, die wie die Bienen um Tommy alle hängen, schon von der Tür her anredete: „Boys, macht Platz für euern armen Onkel Bill, ich muß dieser Miß dort etwas zureden!" Platz machen wir, und er tritt an die Bar. Ich glaub', keiner sah nach dem Mädchen, bis er mitten in seinem tierischen Gebrüll drinnen war und man zu spät erkannte, daß es sich um keinen Narrenstreich, sondern um einen ganz gemeinen Wutausbruch handelte. Als wir da zögernd nach ihr schielten, war sie bereits draußen, sicherlich zu ihrem besten. Denn der Tabak war selbst für Tommy zu stark. Dieser aufgedunsene, ekelhaft häßliche Kerl heult sie an vor allen: Sie — die Tommy, an die niemand ran kann — habe ihn nun schon zwei Nächte hintereinander nicht reingelassen, überhaupt etwas sei mit ihr los. Erwische er den Kerl, so mache er Knochenmehl aus ihm, na und sofort im figürlichen Stil. Natürlich haben alle, sobald

sie begriffen, „Pfui“ und „Cit“ und „Shut up“ geschrien aus einer gewissen Entfernung, er ist ja distinctly ungemütlich. Er hätte die Ungemütlichkeit auch noch bewiesen, wären die zwei Bobbies nicht gleich reingekommen, die die alte Schottin immer an der Hand zu haben scheint. Denen folgte er beruhigt, denn zwischen sich und der Polizei läßt er nun einmal nichts aufkommen. Tommy erschien später wieder in der Privat-Bar. Die andern Mädchen taten, als hätten sie nichts gehört, und offiziell hielt jeder den Mund, was das untoward und painful accident angeht. Getuschelt wurde um so mehr, und da erzählte einer von Kapstadt eine merkwürdige Geschichte. Tommy und Red Bill seien dort früher gewesen, und es seien auf einmal ganz besondre Erpressungsgeschichten und dergleichen vorgekommen, hinter denen habe immer Red Bill gesteckt, aber niemand habe je gegen ihn geklagt. Endlich sei Red Bill geteert und gefedert worden von ein paar entschlossenen Kerls, da habe er sich gedrückt, und Tommy sei ihm nachgefahren. Darauf hätte man's in gewissen Kreisen ganz öffentlich herumgetragen, Red Bill sei durch Tommys kameradschaftliche und ernste Gespräche mit ihren verschiedenen Barfreunden zu seinem ganzen großen Wissen gekommen. Well, kaum hat der Kapstädter geendigt, sagt ein Johannesburger höhnisch: Das gehe doch hier längst geradeso. Auf Drängen Dritter macht er freilich Ausflüchte, zu beweisen sei es

nicht, und er hätte keine Lust, für deformation of character von Mr. Red Bill, dem Buchmacher, und Miß Tom, der Barmaid, etwa vor Gericht zitiert zu werden. Ich muß gestehen, mir war's schlechtweg übel, als ich rausging, vielleicht, weil das Mädel ebenso sehr nett und sehr hübsch ist und einem zu solchem Herrgottswunder dieser besondre Säuferdunst und Schmutz nicht passen will. Schließlich hab ich dazu noch ein kindisch dummes Gefühl, als würde nämlich mehr aus der ganzen Ekelei."

Hansen hatte recht. Es wurde mehr daraus. Friedo saß bis sechs Uhr in seinem Kontor wie ein Irrgewordener und brachte nichts voran. Wer ihn sah, sagte ihm: „Sie sind krank." Am Abend ging er in die Lion Bar. Bei Edith Smith trank er einen Whisky, ohne aufzusehen, das Mädchen bedauerte ihn auch: „Sie müssen Fieber haben, gehen Sie augenblicklich schlafen!" Er aber suchte seinen Platz an der Wand auf, Tommy gegenüber. Es dauerte eine Weile, bis er genug Kraft gesammelt hatte, um den Druck auf seinen Augenlidern zu überwinden, der ihn hinderte, Tommy anzublicken. Als es ihm gelungen war, wandte er die Augen nicht mehr fort. Tommy merkte gleich, daß er von dem Auftritte des Vorabends gehört hätte, doch sie begriff ihn nicht und wurde immer unruhiger. Er erkannte nur, daß sie litt, und Mitleid und Liebe und beider Vorkämpferin, die alles bis zur Selbstvernichtung

vergrößernde Phantasie hielten ihn in Bann. Das Brausen der Gefühle war noch in ihm, als er auf einmal zum Schanktisch wankte. Als zöge sie ein Magnet, ließ das Mädchen alles stehen und liegen und kam ihm entgegen. Dann ... Die Zuschauer sagten am nächsten Morgen unter Eid vor dem Landdrost aus: „Das Mädchen und der junge Mann faßten sich bei beiden Händen. Er sprach zu ihr: „Du mußt fort von hier, Tommy." Sie sah nicht aus, als ob ihr das recht wäre, doch antwortete sie: „Wenn du willst, gehe ich fort." Wir haben zu dem alle gelacht, warum, wissen wir nicht. Dann ist plötzlich Red Bill unter uns gewesen, der Buchmacher. Red Bill war anscheinend betrunken. Red Bill wandte sich an das Mädchen und überschüttete sie mit Schimpfreden ihren moralischen Lebenswandel betreffend. Er brauchte sehr starke Ausdrücke und drohte, er wolle sie schlagen. Alles ging sehr schnell. Das Mädchen stieß einen Schrei aus, es schien, sie werde in Ohnmacht fallen. Sie rief nicht um Hilfe. Der junge Mann faßte nach Red Bill und gebot ihm Schweigen. Red Bill wurde wie ein Tobsüchtiger. Gleich darauf standen beide im Hof, Red Bill und der junge Mann. Es war ein fairer Faustkampf. Obgleich das größere Gewicht bei Red Bill war, strafte ihn der Junge tüchtig ab. Einmischen konnte sich niemand. Wir beschränkten uns darauf, genau zu beobachten, daß Unerlaubtes auf beiden Seiten nicht vorkäme. Plötzlich schlug dann der Junge

hintenüber, hart mit dem Kopf aufs Pflaster. Wahrscheinlich infolge eines Stoßes in den Wind. Er war gleich bewußtlos. Blut floß nicht. Auf Anfächeln und Anspritzen kam er vorübergehend wieder zu sich. Man trug ihn darauf ins Haus und rief den Arzt. Red Bill muß sich unterdessen entfernt haben."

Die Polizei suchte Red Bill seit jener Vernehmung umsonst. Niemand quälte Friedo mit Fragen, denn der Arzt ließ es nicht zu, außerdem dauerte es zwei Tage, bis er wirklich wieder zu sich kam. Als er zum ersten Male aufwachte, fühlte er sich sehr schwach. Langsam kroch sein Blick durch das fremde Zimmer, bis er an Tommy hängen blieb. Das Mädchen spürte es, und als sie sich ihm zuwandte, hörte sie ihn gerade noch zufrieden murmeln: „Du bist da!" und sah ihn mit einem freundlicheren Ausdruck in dem müden Gesichte wieder einschlafen. Bert Hansen kam ein paar Stunden später sich erkundigen.

Tommy erzählte ihm weinend mit einem solchen Wortreichtum von diesem Vorkommnis, daß Hansen noch schneller wegging wie am Tage vorher und sich schüttelte auf der Straße. Warum, wußte er selber nicht. Das zweitemal unterlag der Geist des Kranken dem zerbrochenen Körper nicht mehr. Die gewaltige Freude an dem Mädchen, das immerfort neben ihm saß und sich nicht genug tun konnte in dienender Liebe und einer merkwürdigen Bewun-

derung, gab ihm scheinbar übernatürliche Kräfte. Der Doktor brachte einen, zwei, drei Kollegen mit und sagte: „Hier geschieht ein Wunder." Am sechsten Tage nach dem, was alle einen Unfall nannten, fand er Friedo wieder bewußtlos. Er dachte: „Das Licht mußte verlöschen, aber ..." Er fragte Tommy: „War etwas?" Tommy antwortete: „Nein." Sie log nicht, doch war etwas gewesen. Gegen Mittag, während sie immer erschreckter und betrübter vor dem Bette saß, sah sie plötzlich in Friedos offene Augen. Sie wagte nicht zu atmen und wagte nicht ihn zu liebkosen. Seine Stimme war schwach, doch jedes Wort verständlich: „Tommy, du warst gestern von acht bis nach elf in der Bar." „Ich war in der Bar." „Du hast dort keine Arbeit mehr, Tommy, erzähltest du mir." Sie ergriff seine Hand: „Nein, chum, Arbeit habe ich keine mehr dort, ich pflege dich noch hier, bis du gesund bist. Dann gehe ich fort. Ich wollte aber Edith einmal helfen, chum. Sie hat doch so viel zu tun, und du, du schliefst, du schliefst so sehr gut."

Friedo schwieg lange, darauf hörte sie, daß er aufgeregt wurde. „Ich schlief nicht, ich wartete, es dauerte sehr lang. War der — der Mensch da?"

„Nein, chum, er war nicht da, ich glaube, er ist ganz fort, und wenn du nicht willst, chum, gehe ich auch nicht mehr hinunter." Der Kranke sah sie an, und es lag etwas in dem Blicke, daß Tommy froh war, als er plötzlich die Augen schloß. Sie grübelte

hin und her und machte sich selbst unruhig. „Er muß es merken," fiel ihr ein, „denn er hält meine Hand fest." Sie neigte sich über ihn: „Chum? Laß mich aufstehen." Er erwiderte nichts. Da zog sie ihre Hand aus der seinen und erhob sich und reckte sich und trat vor den Spiegel.

„Lord, meine Backen!" Sie rieb sich. „Ich sehe hier wie eine alte Frau aus. Ich bin wirklich froh, daß er nichts gegen die Bar gesagt hat. Es ist natürlich ein schlechter Platz für ein Mädchen, da hat er ganz recht. Lord . . ." Sie rieb sich das Gesicht stärker. „Der arme Bub, er hat so wenig vom Leben gesehen. So sehr wenig!"

Sie ging diesen Abend nicht hinunter, obgleich Friedo wirklich schlief. Sobald er wach war am nächsten Morgen, erzählte sie es ihm ein bißchen stolz: „Chum, ich bin nicht fortgegangen, ich habe immerfort neben dir gesessen. Bist du zufrieden mit mir?" Statt einer Antwort küßte er langsam tastend, fast feierlich ihre Hand. Das gefiel ihr sehr, und ihre Gedanken spielten so lange damit, bis sie sich nimmer halten konnte und plötzlich über ihn herfiel und seinen Mund zu küssen anfing. Der Kranke kostete stöhnend die Leidenschaft. Als das Mädchen kein Ende fand und fortwährend heißer und schwerer auf ihm lastete, wandte er mit unsäglicher Mühe den Kopf zur Seite.

An dem Abend war Tommy sehr vergnügt in der Bar. Alle Männer priesen ihr Aussehen und

taten furchtbar ehrfürchtig. Die Lion Bar war so voll, daß keine Nadel zu Boden fallen konnte. Tommy zog, und sie wußte es, und die alte Schottin erkannte es nicht weniger. Sie redete das Mädchen wieder my darling an und rief es wohl ein dutzendmal beiseite, in der Hoffnung, sie könne es zum Wiedereintritt bewegen. Sie versprach ihr das dreifache Gehalt.

Friedo sah Tommy zurückkehren. Er seufzte. „Tommy, du bist wunderschön heute!"

Sie tanzte ausgelassen auf und ab vor seinem Lager: „Findest du das auch? Auch du?" Sie schlug mit dem Taschentüchelchen nach ihm und hob dann noch mehr tollend die leichten Röcke bis über die Knie. „Dabei weißt du gar nicht, wie ich wirklich aussehe. Etsch, etsch, du kleiner Bub!"

Er wurde rot: „Muß denn die Bar sein, Tommy? Ich weiß das gewiß, daß du so gut bist und so gern hilfst, ich weiß das gewiß, was du für mich tust, aber muß denn die Bar sein? All die vielen Männer, Tommy, und das dumme Gerede. Und du ahnst nicht, wie fein du bist. Du gehörst nicht dahin, du darfst nicht dahin."

„Wo gehöre ich hin?" Das Mädchen selbst erschrak vor dem ätzenden Ton in ihrer Frage. Sie kniete schnell neben ihm nieder und fuhr weinend fort: „Sieh, chum, morgen zum letzten Male. Was machen die Männer? Sie sagen alle dasselbe. Ich habe nur dich lieb. Ach so lieb. Ich hab' auch im-

mer Angst da unten, daß er wieder kommt. Ich will gar nicht da unten sein. Morgen hör' ich's, wo er ist; daß er fort ist, das muß ich wissen. Einer, der seinen Freund kennt, der versprach mir sichre Nachricht. Ach, ich will frei sein von ihm." Friedo flüsterte: „Frei? Frei?" Aber als sie nur stärker weinte, versuchte er sie zu trösten: „Frei bist du doch immer gewesen, Tommy. Wer rein ist, der ist frei, mögen die Schmutzigen von ihm reden, was sie wollen."

Er schlief schon lange, da küßte sie noch seine Hand. —

Friedo träumte immerfort von ihr, und sie tat ihm sehr leid. Als er aufwachte, dachte er: „Ich will ihr sagen, daß wir beide nach Europa fahren, sobald ich besser werde, es wird sich schon machen lassen." Es war sehr dunkel im Zimmer. Er horchte nach ihren Atemzügen, da scholl Jubel und Lachen aus der Bar bis zu ihm hinüber. „Hab' ich denn vierundzwanzig Stunden geschlafen?" Er horchte wieder, in der Bar rief eine laute Stimme: „Tommy", und danach brauste es von Hurrarufen. Friedos Kopf tat sehr weh. „Wenn nur jemand in der Nähe wäre, dem ich rufen könnte."

Vor seinem Fenster schimpfte die alte Schottin: „Solche verdammte Geschichte, jetzt ist kein Cliquot mehr da, und sie läßt die Kerls das Zeug in Strömen trinken, ich muß Sparkling hock ausschenken lassen, wenn man es nur nicht merkt." Die alte

Dame war sehr böse und ließ Flüche regnen. Friedo schrie auf: „Tommy, Tommy!“ Ein Zuluboy kam herein: „Master, Miß Tom ist in der Bar, sie kann nicht kommen.“ Friedo kehrte sich nicht dran: „Tommy, Tommy, Tommy!“ Draußen sagte die Schottin ärgerlich zu irgend jemand: „In Gottes Namen! Miß Tom soll einen Augenblick kommen!“ Friedo wartete, es schien ihm furchtbar lang. Endlich trällerte jemand, und die Tür flog auf, und das elektrische Licht machte das Zimmer hell.

„Tommy, endlich!“

„Well chum?“ Sie stand mit hochrotem Gesicht, wirren Haaren und einem eigentümlichen Glanz in den Augen in der Mitte des Raumes. Sie sah sehr hübsch und sehr merkwürdig aus.

Der Kranke richtete sich auf mit einem Ruck:

„Tommy, du, du — bist — ja — betrunken!“

Sie lachte und ließ sich auf den Bettrand fallen.

„Ach, chummy, sei nicht dumm. Ich hab' ein bißl Champagner getrunken. Denk dir, er ist ganz fort. Ich weiß es bestimmt. Mit dem Postdampfer fort. Er muß gedacht haben, du seist tot. Da hab' ich all den boys versprochen, daß ich heut und morgen noch einmal lustig bin mit ihnen. Das ist doch recht, chummy? Denn dann, dann gehöre ich ja dir!“ Sie umfaßte schmeichelnd seinen Hals. Er drehte sich nach links:

„Geh, ich habe Kopfweh, und der Geruch ekelt mich. Geh!“

Sie verstand ihn nur halb.

„Wolltest du mich denn nicht, chummy? Du hast mich doch gerufen?"

„Ich? Gerufen? Dich? Das muß ein Irrtum gewesen sein!"

Friedo sank zurück. Sie wartete, dann streichelte sie seine Hand und ging wieder.

In dieser für die Lion Bar reichen Nacht starb Frau Ingeborgs Sohn, von dem seine Mutter so viel erhofft hatte. Nur der Arzt, Bert Hansen und Tommy sahen des Toten Gesicht, es war kein Frieden darin.

Tommy trauerte ehrlich um den Jungen, den sie gepflegt hatte. Vierzehn Tage lang wußte niemand, wo sie war. Danach traf sie Bert Hansen in einer Bar in Pretoria. Sie schien ihm noch schöner und liebreizender als früher. Sie sprach von Friedo Vischer nicht zu süßlich, mehr wie Bert Hansen es mochte, dann redeten sie von andrem. Kurz vor Barschluß sagte sie zu Bert Hansen: „Jetzt, jetzt bin ich erst wirklich frei. Unser armer Freund half mir dazu. Ich werd's ihm nie vergessen. Er kannte das Leben so wenig, aber Sie wissen ja alles. Denken Sie, ich wohne auch gar nicht hier im Hause, sondern da drüben. Das zweite Zimmer rechts. Eine Türe führt hinaus auf die Stoep."

Worterklärungen

Abelungu: die weißen Männer, die Weißen.
Amajud: die Juden.
Babele (jüd.): Großmutter.
Bar Mizweh (jüd.): Einsegnung.
Bobby: Kosename für Schutzmann.
Bokkies: Ziegenböcke.
Bondels: Bondelzwarts, ein Hottentottenstamm.
Chossen (jüd.): Bräutigam.
Compound: von der Außenwelt abgeschlossenes Quartier der farbigen Minenarbeiter.
Cunja: eine Cikadenart.
darschenen (jüd.): predigen.
Dede (jüd.): Großvater.
Derosche (jüd.): Predigt.
Ette (jüd.): Vater.
Gaika: ein Kaffernstamm des Kaplandes.
Goles (jüd.): Exil.
Guter Ort (jüd.): Friedhof.
Grootmänner: Ratsleute, Großleute.
Gunrunner: Waffenschmuggler.
Ikasi: der für die Braut an den Vater gezahlte Kaufpreis.
Imishologu: die Geister der Toten, die bösen Geister.
Inkos: Herr, Häuptling.
Inncibi: ein Regenmacher und Medizinmann, der die Weihe (akutwasa = Erneuerung) nicht durchgemacht hat.
Intonga: völlig eingeweihter Zauberer, Priester schlechthin.
Jom Kippur (jüd.): Versöhnungstag.
Kadisch (jüd.): Totengebet.
Kalle (jüd.): Braut.
Karubusch: eine wilde Futterpflanze.
Kaross: Pelzdecke.
Kille (jüd.): Gemeinde.
Kilt: der statt der Hose getragene kurze Rock der Bergschotten.
Klein Baas: Ältester Sohn des Herren.
königen (jüd.): regieren.
Koppje: Kuppe.

Kral: Werft, vor allem aber runder Pferch für das Vieh.
Krujunge: eingeborener Schiffsarbeiter von der Liberiaküste
Maissele (jüd.): Geschichtchen.
Meisje: Mädchen.
Milch Bokkies: Ziegen.
Molo Wetu: (Guten Morgen Unsriger!) Guten Morgen Freund!
nooit: niemals.
Neck: Bergsattel.
oren (jüd.): beten.
Orlog: Krieg.
Ou: Alt.
Peruvians: Niedere polnische Juden.
Pessach (jüd): Ostern.
Plaats: Farm, Gut.
planjenen (jüd.): klagen, weinen.
Pontok: Eingeborenenhütte nach deutsch-südwestafrikanischem Sprachgebrauche.
Rebbe (jüd.): Rabbiner.
Schaute (jüd.): Narr.
Schickse (jüd.): Judenmädchen.
Schlamassel (jüd.): Unglück.
Schul (jüd.): Synagoge.
Sidur (jüd.): Gebetbuch.
Sporran: die über dem Kilt hängende schwere Tasche.
Stoep: die das Haus umlaufende Terrasse.
Tembu: ein Kaffernstamm des Kaplandes.
Ubuti: Zauber, Hexenmittel.
Umlomo: das den Mann zur Werbung auffordernde Geschenk.
Umlungu: weißer Mann, der Weiße.
Umsebenz: Arbeit.
Umshologu: der Geist eines Toten, böser Geist.
Veldt: das brache Land in Südafrika.
Veldtschuhe: Schuhe mit flachen Sohlen, ursprünglich selbst verfertigt.
Volke: die farbigen Dienstboten, das Volk im Gegensatz zu Mense = Weiße.
Werft: Siedelungsstelle der Eingeborenen nach deutsch-südwestafrikanischem Sprachgebrauche.
Wetu: Unsriger, Freund.

Von Hans Grimm erschienen ferner:

Volk ohne Raum

Gesamtauflage 365 000. Ungekürzte Volksausgabe in einem Band. 1300 Seiten. In Leinen 8.50 Mk. Geschenkausgabe mit Bild des Dichters (Heliogravüre) von Hans Grimm eigenhändig signiert. 2 Bände Halbleder 25.— Mk.

Lüderitzland

Sieben Begebenheiten

25. Tausend. Leinen 5.50 Mk.

Der Ölsucher von Duala

Ein afrikanisches Tagebuch

55. Tausend. Leinen 4.80 Mk.

Der Gang durch den Sand

und andere Geschichten aus Südafrika

17. Tausend. Geheftet 3.50 Mk., Leinen 6 Mk.

Die Olewagen-Saga

20. Tausend. Leinen 4 Mk.

Der Richter in der Karu

und andere Geschichten

16. Tausend. Leinen 5 Mk.

Das deutsche Südwesterbuch

15. Tausend. Leinen 9 Mk.

Der Zug des Hauptmanns von Erckert

110. Tausend. („Die Kleine Bücherei", Bd. 2). Gebunden 80 Pfg.

Des Elefanten Wiederkehr

Novelle

20. Tausend. („Die Kleine Bücherei", Bd. 69). Gebunden 80 Pfg.

Amerikanische Rede

10. Tausend. Kartoniert 80 Pfg.

Der Schriftsteller und die Zeit

Bekenntnis. Mit einem Bild des Dichters

5. Tausend. Geheftet 3.50 Mk., Leinen 5 Mk.

Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit

20. Tausend. Geheftet 1 Mk.

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER / MÜNCHEN

Druck von Hesse & Becker, Leipzig / Einband von E. A. Enders, Leipzig

Von Hans Grimm erschienen ferner

Volk ohne Raum

[illegible]

[illegible]

Der Ölsucher von Duala

[illegible]

Der Gang durch den Sand

[illegible]

Die Olewagen-Saga

[illegible]

Der Richter in der Karu

[illegible]

Das deutsche Südwester-Buch

[illegible]

Der Zug des Hauptmanns von Erckert

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Amerikanische Rede

[illegible]

Der Schriftsteller und die Zeit

[illegible]

Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit

[illegible]

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER [illegible]

[illegible]